

# VÖGELEKULTURBULLETIN

AUSGABE 100

# WER BIN ICH?

**Was kann ich  
wissen, was soll  
ich tun, was darf  
ich hoffen?**

**Die Ausstellung  
über unsere Identität.  
22.5. - 25.9.2016**



**«Sei du selbst.  
Alle anderen sind  
bereits vergeben.»**

**OSCAR WILDE** (1854–1900). Als Schriftsteller («Das Bildnis des Dorian Gray») wurde er bewundert, war als Dandy verschrien, als Vortragsredner wegen seiner Bonmots gefragt, und für seine Homosexualität wurde er zu zwei Jahren Zwangsarbeit verurteilt. Er starb danach verarmt und vereinsamt in Paris.

# INHALT

**Die Kraft des Denkens** ..... 5  
Monica Vögele

**Identität** ..... 6  
Pia Marti, Jon Bollmann

**Spielend zum eigenen Ich** ..... 7  
Jean-Lucien Gay

**Hält uns die DNA des Homo Alpinus zusammen?** ..... 10  
Ludwig Hasler

**Mein langer Weg zu mir** ..... 16  
Johnson Eliezer-Jensen

**Das goldene Dreieck** ..... 19  
Fritz Billeter

**Heimat. Idealisierte Swissness?** ..... 22  
Silvia Tschui

**Wir sind alle Gotthardiner** ..... 25  
Helmut Stalder

**So ein Theater! Vom Zauber, jemand anderen zu spielen.** ..... 30  
Lorenz Keiser im Gespräch mit Anina Rether

**Mein geheimer Vater** ..... 33  
Luce Gareil

**Wie ich werde, wer ich sein will** ..... 38  
Silke Weinig

**«Wo immer Du hingehst, da bist Du bei Dir!»** ..... 40  
Andrina Vögele

**40 Jahre «work in progress»** ..... 44

**Rückschau auf die Vernissage der Ausstellung «i.ch»** ..... 46

**«WER BIN ICH?»**  
In der Ausstellung zeigen mehr als 15 Künstlerinnen und Künstler ihre Werke. Hier ein Auszug:

Selma Alaçam ..... 4

Suzanne Heintz ..... 8

Philippe Halsman ..... 14

Lewis Davidson ..... 21

Manon ..... 28

Mary Corey March ..... 37

Candice Breitz ..... 42

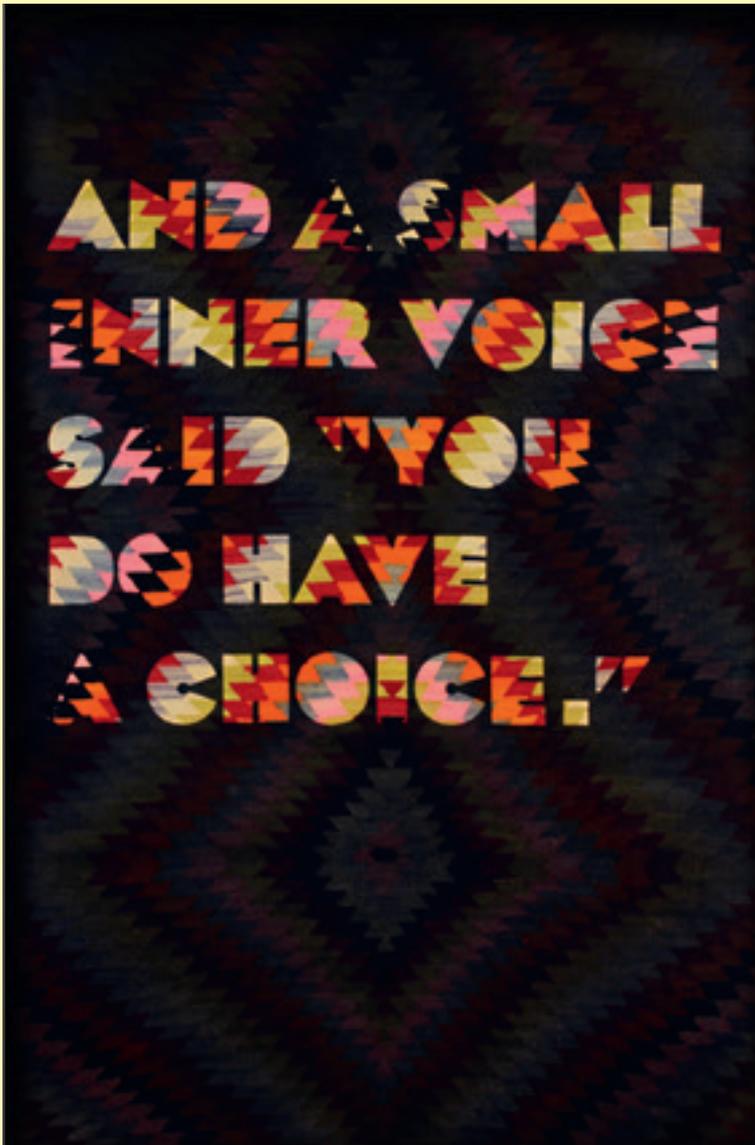
**Informationen zur Ausstellung und zum Vögele Kultur Zentrum:**

Veranstaltungen ..... 48

Führungen ..... 48

Abo, Newsletter ..... 50

Kontakt ..... 50



Selma Alaçam, *A Small Inner Voice*  
(aus der Serie *heartstrings II*), 2014. Sprühlack  
auf Kelimteppich, 151,5 × 228,5 cm.  
© Selma Alaçam, courtesy Heinrich Lerch,  
Privatsammlung. Foto: Marcel Frey.

## ISLAMISCHE TRADITION UND WESTLICHE MODERNE

Das Weben von Kelims geht auf eine jahrhundertealte, vorislamische Tradition zurück. Ausschliesslich Frauen fertigten diese Teppiche und gaben die stammeseigenen Symbole ihren Töchtern weiter. Mit der Wahl der Muster und Farben konnten die Weberinnen ihre persönlichen Gefühle zum Ausdruck bringen. In der Serie «heartstrings II» klebt Alaçam Zitate der westlichen Popmusik auf farbige, gewebte Kelims und besprüht den ganzen Teppich mit schwarzer Farbe. Nach dem Entfernen der Schablonen leuchten die Zitate in bunten Mustern auf dem nunmehr schwarzen Teppich. Vor dem Hintergrund der eigenen Biografie erforscht Selma Alaçam so die komplexen Beziehungen zwischen islamischer Tradition und westlicher Kultur.

Das von Alaçam gewählte westliche Popsong-Zitat von Johnny Cash «And a small inner voice said <you do have a choice>» will sie durchaus auch gesellschaftskritisch verstanden wissen. Es steht für das Potenzial, sich zu verändern und weiterzuentwickeln. Westliche Kulturkreise betrachten diese Möglichkeiten als selbstverständlich und elementar. Die zaghaften emotionalen Äusserungen der Weberinnen kontrastieren mit einer im Popsong thematisierten Gesellschaft, welche die Individualität des Einzelnen betont. Als verbindendes Element beider Kulturkreise entwickelte Alaçam die Typografie der Schrift, die auf der Musterung des Kelims aufbaut.

**Selma Alaçam** (\*1980) lebt und arbeitet in Karlsruhe. Als Tochter eines türkischen Vaters und einer deutschen Mutter wuchs sie in Mannheim in zwei unterschiedlichen Kulturkreisen auf. Das Leben zwischen diesen beiden Kulturen und Traditionen dient Alaçam als Ausgangspunkt ihrer künstlerischen Arbeit, in deren Zentrum die Suche nach der eigenen Identität steht.

# Die Kraft des Denkens

Monica Vögele

---

«Wer bin ich?», eine Frage, die uns wohl ein Leben lang beschäftigt. Inhaltlich – so würde ich jedenfalls meinen – ist das die Frage, die jeden Einzelnen vor allem zur Suche nach dem ihm ganz Eigenen, dem Individuellen drängt. Umso spannender empfand ich bei den Recherchen zur Ausstellung, wie schnell Gesprächspartner nationale Identität erwähnten, ein Heimatgefühl. Meist gleich das Schweiz-Sein zum Thema machten. Von Zugehörigkeit, von Verbindendem, auch von Bindendem wurde gesprochen. Und in der Tat haben einige der identitätsprägenden Faktoren mit der heimischen Nation zu tun: Sprache, Kultur, Religion.

Für mich selbst steht an oberster Stelle der Identitätsbildung jedoch etwas viel weniger Konkretes, nicht klar Einschätzbares: das eigene Denken, der freie Geist.

Wir entwickeln uns auf unserer Wanderung durchs Leben stets weiter. Wir akzeptieren oder verwerfen durch die Herkunft Festgelegtes, sammeln Erfahrungen, fassen eigene Ziele ins Auge, verändern uns und determinieren folglich unsere Identität konstant neu. Und dies mit der Hilfe zweier äusserst kraftvoller Instrumente zur Bildung des eigenen Ich: Animus (der Geist, der Verstand) und Anima (die Seele). Es sind diese zwei, heute würde man sie wohl Softfaktoren nennen, die uns mit Prägungen individuell umgehen lassen.

Sie entscheiden, ob Gegebenes langfristig integriert bleibt und somit das, was ist, unser Leben bestimmt. Aber sie entscheiden auch, wie wir Erfahrungen in unserer Erinnerung einordnen. Denn Animus und Anima stehen für unser Reflektieren und unser Empfinden. Sie formen nachhaltig unsere Identität und sind wohl jedem Menschen extrem eigen. Ein Beispiel: Auch wenn meine Geschwister und ich gemeinsam im selben familiären, kulturellen und religiösen Umfeld am oberen Zürichsee aufgewachsen sind, so zweifle ich, dass wir uns alle gleich stark als «Rapperswiler» sehen würden und das selbe Heimatgefühl zur Rosenstadt entwickelt haben. Denn alle fünf denken und fühlen wir – trotz gleicher Herkunft – ganz individuell.

Das mir eigene, freie Denken – von woher dies auch immer geprägt sein mag – verkörpert daher für mich am stärksten meine Identität. Und diese ist, ich gestehe es gerne, stets im Wandel und doch zu jedem Moment klar definierbar.

Wie stark der freie Geist und das Reflektieren eine Identität definieren, dürfen wir auch am Beispiel des Vögele Kultur Zentrums sehen. Seit 40 Jahren steht es für eine völlig autonome, selbstbestimmte Kunst- und Kulturvermittlung. In den ersten drei Jahrzehnten prägte das starke, unabhängige Denken meines Vaters, Charles Vögele, das Haus. Nach seinen Ideen und Gedanken entstand 1976 auf grüner Wiese ein eigenwilliges und viel beachtetes Gebäude. Darin wollte er vor allem der Jugend der Region und einem breit interessierten Publikum auf aussergewöhnliche Weise den Zugang zum Kunstgeschehen ermöglichen – mit lokalen wie auch internationalen Künstlern.

Seit nun 10 Jahren darf ich das Selbstverständnis des Kultur Zentrums weiter formen, und dies mit einer wunderbaren Wechselwirkung für mich. Denn der kulturelle Auftrag unserer Institution fordert und fördert kontinuierlich meinen eigenen Geist. Ich verbinde mein Wirken und Tun mit der Vision, durch unsere Themen wieder vermehrt Achtsamkeit, freies Denken und Selbstreflexion in der Gesellschaft zu verankern. Diese Aufgabe ist ein Teil meiner Identität geworden. Es wäre für mich eine grosse Anerkennung, wenn unsere Ausstellungen und das Bulletin – dessen 100. Ausgabe wir hiermit publizieren – auch unseren Besuchern und Lesern helfen, ihre eigene Identität stets wieder von Neuem zu hinterfragen und weiter zu bilden. ●



Monica Vögele ist Präsidentin des Stiftungsrates der Stiftung Charles und Agnes Vögele. Sie leitet das Vögele Kultur Zentrum.

# Identität

Eine Annäherung von Pia Marti und Jon Bollmann  
an eine der vielleicht kompliziertesten Fragen der Welt:  
Wer bin ich und wer könnte ich werden?

Als Elisabeth Alexandra Mary 9 Jahre alt war, bestieg ihr Onkel Edward den englischen Thron. Ihre Chance, Königin zu werden, war klein. Als Edward jedoch wenige Monate später wegen der Liebe zu einer Frau aus dem Volk abdankte und Elisabeth' Vater König wurde, änderte sich ihr Leben schlagartig: Der Schulleiter des renommierten Eton College unterrichtete sie fortan in Verfassungsgeschichte, der Erzbischof von Canterbury gab ihr Religionsunterricht und zwei frankophone Gouvernanten lehrten sie Französisch. Für den Kontakt mit Gleichaltrigen wurde eigens für sie eine Pfadfinderinnengruppe gebildet und als sie 18 Jahre alt war, musste sie, wenn der Vater abwesend war, einen Teil seiner Amtsgeschäfte übernehmen. Mit 22 Jahren heiratete sie ihren Cousin dritten Grades und mit 25 wurde sie zur Queen of England gekrönt. Elisabeth II ist seit 64 Jahren Königin von England.

Wer ist nun diese Elisabeth? Was hat sie geformt, wo sind ihre Stärken und Schwächen? Was ist ihre Identität? Unsere Neugierde für das Schicksal und die Gefühlswelt anderer Menschen ist ehrlich und gross. Doch bevor wir andere verstehen können, müssen wir uns selber verstehen. Denn die Wahrnehmung der anderen ist geprägt von unseren eigenen Ansichten und Präferenzen.

Wer also sind wir? Wer bin ich?

Das Individuum wird geprägt von einer Vielzahl an in- und extrinsischen Faktoren, die Körper und Geist beeinflussen. Damit ist die Identität, die Summe all dieser Eigenschaften, die ein Individuum prägen, in ständiger Bewegung. Im Sinne der individuellen Persönlichkeitsentwicklung wird dies als erstrebenswert angesehen – doch gleichzeitig ist Inkonsistenz in sozialen und professionellen Umgebungen unerwünscht, weil Vertrauen auf verlässlichen Verhaltensmustern aufbaut.

Um diesen paradoxen Anforderungen der Umwelt gerecht zu werden, behandeln wir die persönliche Identität wie ein Schauspiel, das wir für andere aufführen: Man wählt einen Charakter und spielt diese Rolle in jeder Lebenssituation durch. Je länger wir die Rolle spielen, desto leichter fällt sie uns, womit wir uns einen festen Platz in der Gesellschaft erarbeiten. Je höher die Übereinstimmung der gewählten Rolle mit den wahren Gefühlen und Bedürfnissen, desto einfacher gestaltet sich die Lebensführung.

Wenn aber die individuelle Persönlichkeitsentwicklung eine andere Richtung nimmt, als es die gewählte Rolle zulässt, ergeben sich Konflikte. Etwa in der Pubertät, wenn der Mensch sich geistig emanzipiert und doch noch nicht aus der biologisch determinierten Rolle als Kind ausbrechen kann. Jeder Mensch durchlebt Phasen, in

denen die Erwartungen der Umwelt bestimmte Verhaltensweisen oder sogar Charaktermerkmale einfordern. So wie es Elisabeth widerfahren ist, die im Alter von 9 Jahren plötzlich zur voraussichtlichen neuen Königin von England wurde. Eine Rolle, die ihr für den Rest ihres Lebens enge Leitplanken für die persönliche Entwicklung setzen würde. In derartigen Situationen müssen die sozialen Konstellationen neu arrangiert werden, damit die inneren Bedürfnisse und Präferenzen der beteiligten Personen sich im neuen Verhältnis widerspiegeln.

Im Allgemeinen halten wir selten inne, um auf unsere Identität zu schauen. Vielmehr durchschreiten wir das Leben mit einer Art Arbeitshypothese des eigenen Selbst. Damit wissen wir, wer wir sind, oder glauben uns zumindest für den täglichen Gebrauch nahe genug an der Wahrheit; denn mit diesem unscharfen Konzept unserer eigenen Identität kommen wir gut durchs Leben. Tiefer gehende wissenschaftliche und philosophische Auseinandersetzungen mit unserer Identität sind für den ungehemmten Genuss des Lebens unnötig. Sie finden erst dann statt, wenn – insbesondere negativ konnotierte – lebensverändernde Umstände eintreffen: Krankheit, bleibende Körperverletzung, Gedächtnisverlust, lange Abwesenheit und Rückkehr, Aufdeckung eines Schwindels oder andere Enthüllungen.

Doch trotz der oberflächlichen Ignoranz sind die innere und die nach aussen getragene Identität in unserer geltungssüchtigen Zeit ein wichtiges Thema: So erinnern Castingshows, Medien und Werbung den Konsumenten unentwegt an seine überragende Grösse und Wichtigkeit. Und dieser versucht im Gegenzug mit allen Mitteln, seine Gedanken, Persönlichkeitsmerkmale, Gesicht und Körper entsprechend anzupassen, damit er sich erfolgreich in der Gesellschaft bewegen kann. Schliesslich kann die persönliche Identität mit psychologischen (Selbsthilfebücher), physischen (chirurgische Eingriffe), chemischen (Psychopharmaka) und technischen (virtuelle Umgebungen) Mitteln erweitert – und eventuell verbessert! – werden. Die entsprechenden Eingriffe mögen zwar noch grob und unausgegoren sein, doch bald werden sie uns selbstverständlich vorkommen. Die allgemeine Akzeptanz von Manipulationen an Geist und Körper scheint nur mehr eine Frage der Zeit – ebenso wie der Bruch mit dem «natürlichen Ich».

Die Manipulation der Identitätsmerkmale geht einher mit der Verklärung vergangener Zeiten, als die Identität scheinbar stärker auf dem genuine Selbst als auf der bewussten Persönlichkeitsformung aufbaute. Zurück möchten wir indessen nicht. Schliesslich sind wir dank

# Spielend zum eigenen Ich

Jean-Lucien Gay über seine Idee, Wege in einen Spiegelwald zu bauen, und wie er die Besucher in der Ausstellung «Wer bin ich?» herausfordern will.

modernen Mitteln in der privilegierten Situation, problemlos verschiedene Identitäten auskosten zu können. Schon ein einfacher Blick in den Kleiderschrank bestätigt das. Denn wo im Mittelalter ein einziges Wams hing und auch zur Identifikation eines Individuums genügte, hat man heute die Möglichkeit – je nach Bedarf – unterschiedliche Kostüme zu tragen.

Darüber hinaus können wir dank dem technischen Fortschritt mit wenigen Klicks virtuelle Identitäten annehmen und in allerlei Parallelwelten experimentelle Alternativ-Existenzen aufbauen. Denn je grösser das Unvermögen, die eigene Identität ausleben zu können, desto grösser der Wunsch, die versteckten Interessen in einer fremden, anderen, besseren Identität zu finden. Im täglichen Miteinander sind indessen parallele Leben, wie eingangs erwähnt, hinderlich für Vertrauensbildung. Zudem zehren sie an der Kraft der Betroffenen, die wegen Gründen ausserhalb ihres Einflussbereiches wie Arbeitslosigkeit, sexuellen Präferenzen, Krankheiten oder Abhängigkeiten die kräftezehrende Last auf sich nehmen, Illusionen ihrer Identität aufrechtzuerhalten. Die Gesellschaft bewegt sich daher insofern auf die Betroffenen zu, als sie die divergierenden Neigungen zu akzeptieren lernt und durch die graduelle Anpassung der gemeinsamen kulturellen Identität den Einzelnen entlastet.

In der Ausstellung möchten wir dazu anregen, sich die Komplexität der Identität wieder vor Augen zu führen und sich zu vergegenwärtigen, wie gross oder klein die Diskrepanz zwischen unseren gesellschaftlichen Rollen und dem inneren Selbstverständnis sein kann. Vielleicht bedarf es einer sanften Anpassung? Wir sind uns bewusst, dass eine derartige tour d'horizon nicht abschliessend sein kann, denn die vertiefte Selbstreflexion zur gefühlten und gelebten Identität ist letztlich die Aufgabe eines jeden Einzelnen. Es gilt dabei vom einfachen Arbeiter bis zur Königin von England: Je wahrhaftiger die eigene Identität erkannt und gelebt werden kann, desto besser die Chance auf ein ausbalanciertes Leben. ●

---

**Pia Marti** und **Jon Bollmann** haben die Ausstellung «Wer bin ich?» kuratiert. Sie gestalten und verlegen unter anderem das Reisemagazin Transhelvetica. Dessen aktuelle Ausgabe ist ebenfalls dem Thema «Identität» gewidmet. Auslöser war die Identitätskarte: «Für Reisende ist sie ein wichtiger Begleiter – aber wer ist da auf diesem Bild zu sehen? Die seltsame Spannung zwischen Selbstbild und Fremdwahrnehmung finden wir faszinierend.» [www.passaport.ch](http://www.passaport.ch)

Ihre Szenografie ist farbenfroh, erzählerisch und verspielt. Können Sie das näher beschreiben?

Die Ausstellung ist als Entdeckungsreise durch die verschiedenen Facetten der Identität entworfen. Sie ist als ein lebensgrosses Brettspiel konzipiert. In einer labyrinthähnlichen Raumfolge muss sich der Besucher seine eigene Route suchen. Die Spielästhetik hat uns bei der Gestaltung des Weges, der Grafik und der farbigen Wände beeinflusst. Am Ende führen verschiedene Wege durch eine Art Spiegelkabinett und münden in einer meditativen Installation, wo der Besucher über seine eigene Identität reflektieren kann.

Das Erlebnis des Besuchers soll also im Vordergrund stehen?

Wir versuchen, prägnante Räume zu entwerfen, die Geschichten erzählen. Durch Farbe, Wegführung, Licht und Grafik entstehen einzelne Bereiche, die als Rahmen für eine inhaltliche Auseinandersetzung funktionieren. Auf sinnlicher Ebene regen wir den Besucher an, sich peu à peu in das komplexe Thema Identität zu vertiefen. Verspieltheit und Interaktion haben hier eine wichtige Rolle.

Gibt es auch kritische Momente?

Wir fragen uns: Wie viel ist gegeben und wie viel kann man ändern? Dieses menschliche Wechselgefühl wollen wir verstärken, indem die Ausstellungsrouten zwischen eindeutigem Weg und wiederkehrenden Weggabelungen pendelt. Gegen Ende des Ausstellungsparcours muss sich der Besucher immer öfter entscheiden. Wie stark wird also unsere Identität durch unsere eigenen Entscheidungen geprägt? Die Szenografie gibt keine Antwort. Sie versucht aber, durch erzählerische Mittel den Besucher anzuregen, darüber nachzudenken. ●

---

**Jean-Lucien Gay** ist Partner bei Nau2. Das Design-Studio bewegt sich im Spannungsfeld von Architektur, Szenografie und digitalem Design. Die vielfältigen Arbeiten wurden mit zahlreichen Preisen ausgezeichnet, zuletzt dem IOC Silver Award 2015. [www.nau2.com](http://www.nau2.com)



1



2

## PLAYING HOUSE

«Du bist noch immer nicht verheiratet?» Diese Frage mochte sich Suzanne Heintz nicht mehr länger anhören und als ihre Mutter sie vor über 14 Jahren drängte, sich doch nun endlich irgendeinen Mann zu angeln, antwortete sie entnervt, dass man sich eine Familie ja nicht einfach kaufen könne. Oder vielleicht doch? Für das Projekt «Playing House» tat sie genau das: Sie kaufte einige gebrauchte Schaufensterpuppen und inszenierte sich auf Fotografien als Ehefrau und Mutter. Diese Fotografien zeigen sie in Alltagssituationen, wie bei einem Spaziergang im Park oder beim Zeitungslesen während eines gemeinsamen Frühstücks, aber auch in stereotypen Szenarien romantischer Gefühle wie beim Kuss vor dem Eiffelturm.

Mit ihren Fotografien und den «Making-of»-Videos, in

denen Heintz zu sehen ist, wie sie die Puppen durch Städte schleppt, spielt die Künstlerin mit den klassischen Rollenbildern der Frau. Heintz fordert mit ihrem Projekt auf, über dieses altmodische Frauenbild nachzudenken. Denn noch immer wird Frauen oft nur dann Anerkennung zuteil, wenn sie die Rolle der Ehefrau und Mutter erfüllen. Wie akzeptiert sind heute Lebenswege, die mit altmodischen Stereotypen brechen und ungewohnte Wege einschlagen? Unsere Herkunft und das Umfeld, in dem wir aufwachsen, definieren mit, wer wir sind und was für uns Erfolg bedeutet. Indem Suzanne Heintz mit ihrer gefälschten Familie diese überholten Erwartungen ironisch und gesellschaftskritisch erfüllt, hinterfragt sie diese festgefahrenen Strukturen.

**Suzanne Heintz** (\*1965) wuchs in New York auf. In ihren Fotoserien und Videos agiert sie meist selber als Protagonistin. Es ist der Künstlerin ein Anliegen, mit viel Humor und Ironie gesellschaftskritische Themen einem breiten Publikum zugänglich zu machen.



3

1–3 Suzanne Heintz, *The Aisle* (2014), *To Die For* (2015), *Tuileries* (2013). Inkjet Print, 70 × 100 cm. Alle aus der Serie «The Playing House Project». Courtesy of Suzanne Heintz/Polaris Images, JoAnne Artmann Gallery, New York City, © Suzanne Heintz.

# Hält uns die DNA des **Homo Alpinus** zusammen?

**Der redliche, gerechte, mutige und tapfere Bergler samt seiner unverbogenen Natürlichkeit prägt im kollektiven Selbstverständnis den Schweizer Menschen seit jeher. Bei genauer Betrachtung zerbricht die tugendvolle Erinnerung schnell an der Realität. Ein Essay zur Identität der Nicht-Nation Schweiz.**

Ludwig Hasler

---

Wie kommt es, dass wir als Jugendliche und Greise dieselbe Person sind wie schon als Baby – obwohl wir uns im Laufe der Zeit gründlich verändern? Die Frage beschäftigte vor längst 300 Jahren den englischen Philosophen John Locke. Seine Antwort: Es ist das Erinnern, das eine persönliche Identität stiftet. Zum Verständnis schlug er folgendes Gedankenexperiment vor: Eines Morgens wacht ein Fürst mit den Erinnerungen eines Schusters auf und der Schuster mit den Erinnerungen des Fürsten. Der Fürst erwacht wie üblich in seinem Palast, äusserlich ist er dieselbe Person, die er war, als er sich schlafen legte. Da er jedoch statt seiner eigenen Erinnerungen die des Schusters hat, meint er, der Schuster zu sein. Körperliche, dingliche, äussere Kontinuität ändert nichts daran. In der Frage der persönlichen Identität zählt allein die psychische Kontinuität.

Gilt das ebenso für Fälle der kollektiven Identität? Zählt auch da allein die Erinnerung, die gefühlte Kontinuität? Woran erinnern sich Schweizerinnen und Schweizer, wenn sie mal aufwachen? An Wilhelm Tell? An das Gotthardmassiv? An Alfred Escher? An Nicolas Hayek? An Heidi? An Schellen-Ursli? «Heidi» ist der erfolgreichste Schweizer Film aller Zeiten. Xavier Kollers «Schellen-Ursli» hält einigermassen mit. Beide erzählen vom einfachen glücklichen Leben in den Bergen. Bleibt das die Erinnerungs-Kulisse der Schweizer Identität: die unverbogene Natürlichkeit alpiner Hirten und Bauern?

Vor gut 300 Jahren, John Locke hatte sich kaum für Schusters Erinnerung entschieden, da schien die Identität

der Schweiz erstmals durchschaut. Johann Jakob Scheuchzer, der international geachtete Naturforscher, Arzt in Zürich, hatte die Erdgeschichte erkundet, speziell über «die Schönheit und Nützlichkeit der Alpen» nachgedacht. Und weil er in jeder Etappe der Entwicklung das Resultat eines göttlichen Impulses sah, verstand er die Alpen nicht einfach als natürliche Faltung von Erdschichten, sondern als pädagogische Kulissenbildung zur Erziehung des einheimischen Geschlechts. Dieses Geschlecht nannte Scheuchzer den «Homo Alpinus», auch mal den «Homo Alpinus Helveticus». Dessen Charakter leitete er quasi naturwissenschaftlich ab von der Kunst und Not, unter alpinen Konditionen zu überleben. Lange vor Charles Darwin sah er eine natürliche Auslese am Werk. Unter ihrem Diktat passte sich der Homo Alpinus den kargen Umständen an, er musste physisch mindestens «gesund und kräftig» sein, er konditionierte überdies soziale Vorzüge, sagte Scheuchzer, er wurde «redlich und gerecht, mutig und tapfer», zwangsläufig auch «bescheiden». Der Homo Alpinus betrieb also die Anpassung nicht nur anpasserisch, sondern produktiv so, dass er dabei Eigenschaften ausbildete, die es ihm erlaubten, nicht in den spärlichen Ressourcen der Natur zu verhocken. Er erwarb ein speziell helvetisches Set kultureller «Tugenden», kraft derer er die natürliche Armut bereichern konnte.

Diese Sicht war damals schon eine Mischung aus Empirie und Ideologie. In die Realgeschichte der Schweiz hatten sich bereits um 1600 die Hugenotten eingemischt, keine Berglertypen, eher die Vorhut der Moderne, sie kamen als Flüchtlinge in die Schweiz und begründeten zwei Branchen, die die Schweiz später erfolgreich machen sollten: Uhrenbranche (z.B. Jaeger-LeCoultre) und Finanz-

## «Oder glaubt jemand, wir kämen mit einem kompakten Kern unverwechselbarer Merkmale auf die Welt?»

branche (z.B. Bank Sarasin). Typisch, dass die «Identität» der Schweiz selbst dann, wenn die reale Schweiz sich längst in Technik, Handel, Industrie hervortat, gebunden bleibt an die Alpen, ihrem Herkunftsort. Vermutlich darum ist Heidi so beliebt, so verbindlich für das Schweizer Selbstverständnis. Heidi, der Paradiesfall dessen, was Psychologen «Selbstidentität» nennen: Fühlen und denken und erleben stimmen komplett überein. Heidi, das Mädchen, ist mit sich im Reinen, jedenfalls wieder. Es wurde nach Frankfurt verpflanzt, in die Zivilisation, es lernt lesen und schreiben, die Stadtluft macht es aber gar nicht frei, eher krank und unglücklich. Also zurück ins Bergparadies. Die Moral von der Geschichte: Was ein (Schweizer) Mensch braucht für sein Glück, ist das einfache alpine Dasein ohne Entfremdung, ohne das Fremde überhaupt. Mit sich im Reinen sein bedeutet: im Naturzustand wurzeln. Natur (Berg, Alp, Milch, Käse) ist gut, Zivilisation (Stadt, Technik, Kultur) ist zwiespältig.

Facetten dieser Mentalität waren im späten 19. Jahrhundert in manchen europäischen Ländern verbreitet. Man spürte die Negativfolgen von Technisierung und Urbanisierung, von Rationalisierung auf bald allen Parzellen des gesellschaftlichen Lebens, man beklagte den Zerfall der Werte und der nationalen Identität, wünschte reflexartig eine Rückkehr zum unberührten Zustand vor der Zivilisation. Was die Schweizer Reaktion von andern unterschied, macht die Basler Soziologin Franziska Schutzbach (Der Alp-Traum, in: Das Magazin 49/2015) plausibel: In den meisten Ländern hängte man sich an neuromantische Strömungen, an Heimatkunst, an völkische Weltanschauungen. Der Schweiz war völkisches Denken fremd, hatte sie es doch geschafft, den Staat auf Diversität und Differenzen zu bauen. Weil alle üblichen Merkmale nationaler Identifikation wegfielen (gemeinsame Sprache, Religion, Ethnie), bot sich als Alternative an: Boden statt Blut/Rasse. Die Berge, namentlich der Gotthard, als Hort zeitloser Identität. Als Fels der Wehrhaftigkeit nicht nur gegen Feinde von aussen, auch gegen die Erosion durch die Moderne.

Ein ziemlich raffiniertes Konstrukt. Wir sehen uns, sagt Franziska Schutzbach, als Kinder einer vorgeschichtlichen Natur, also sind wir (als Volk) unschuldig, selbst wenn wir uns auf zweideutige Händel einlassen, wir haben mit Zweideutigkeiten der Moderne nichts am Hut, im Härtefall ziehen wir uns an den Gotthard zurück, von dem wir stammen: Wir haben in unserer grad-

linigen Unabhängigkeit immer recht, wir dürfen uns nur nicht irritieren lassen durch Interessen und Ansprüche anderer.

Aber funktioniert diese Parallele? Der Fürst erwacht mit der Erinnerung des Schusters – und ist Schuster. Schweizer erwachen (selbst wenn sie als Physiker am CERN arbeiten) mit der Erinnerung alpiner Hirten – und sind alpine Hirtentypen?

Schon die individuelle Identität ist schwer zu identifizieren. Oder glaubt jemand, wir kämen mit einem kompakten Kern unverwechselbarer Merkmale auf die Welt? Etwa so, wie Christen sich vorstellen, der Schöpfergott habe ihnen eine höchst persönliche Seele eingehaucht, die sich bis in alle Ewigkeit identisch durchhalte? Sogar in dieser kreationistischen Variante muss die Seele sich stets auch selber bestimmen, durch die Art, wie sie während ihres irdischen Aufenthalts kämpft oder klein beigt, sich bewährt oder scheitert, mit welchen Kräften – den Guten, den Bösen – sie paktiert, mit wem sie sich anlegt. Noch die Identität aus Gottes Hand formt sich, sie ist kein Tatbestand, sie bildet sich geschichtlich erst aus, indem sie sich täglich für eine Linie entscheidet, sie bleibt jederzeit wandelbar, gar umkehrbar, siehe Magdalena, siehe Franz von Assisi. Ja, wahrscheinlich wachsen ausgerechnet «bekehrte» Identitäten zu vollen Identitäten heran, weil sie – anders als genügsamere Seelen – sämtliche Strebungen einbinden in ihre neue Lebensfülle.

So verhält sich erst recht die säkularisierte Identität. Der Mensch wird als Person geboren, zur Ich-Identität muss er sich formen. Kein Ich beginnt mit sich selber. Es erwacht aus seinem Schlaf in Geschichten. Es lebt erst einmal aus Vorgeschichten, zu denen es praktisch nichts zu sagen hat: Ich wurde nicht gefragt, in welche Familie ich geboren werden wolle, in welche Zeit, mit welchen Anlagen. Das heisst: Meine Identität lebt von Vorgaben, die nicht ich wählte. Ich bin bis in meine intuitiven Reaktionen geprägt von familiären Vorgeschichten, von stammesgeschichtlich angesammelten Erfahrungen. Ist meine Identität das Produkt meines Stammbaumes? Muss, wer sich auf Identitätssuche macht, Ahnenforschung betreiben?

Kann sich lohnen. Und doch ist, was mich ausmacht, nicht einfach die Summe meiner speziellen Mixtur aus Anlagen und Mitgiften. Es ist eher die Art, wie ich mich

verhalte zu den Vorgeschichten, deren Fortsetzung ich bin. Die Art, wie ich mich verständige mit Triebdynamiken und kulturellen Routinen, in die ich ungefragt losgeschickt wurde. Die Art, wie ich – mit dem Programm meiner Wurzeln «kommunizierend» – mich selber bestimme, mal rebellisch, mal freundlich. Was wir «Identität» nennen, ist exakt nie identifizierbar. Sie gleicht mehr einer Erzählung als einem Faktum. Einer Erzählung ohne Anfang, ohne Ende. Sie spricht mit sich und spricht mit den Dingen der Welt, sie vergleicht sich mit anderen, fühlt sich angezogen oder irritiert, sie korrespondiert mit anderen Identitäts-Erzählungen, grenzt sich ab oder passt sich an, sie macht sich einen Reim auf aktuelle Ereignisse, stimmt sie ab mit ihrem bisherigen Selbstverständnis oder verwandelt sich mit ihnen.

Identität, eine Frage der narrativen Gestaltungskraft. Lässt sich das auf die CH-Identität übertragen? Ist auch sie mehr Erzählung als Faktum? Stecken wir auch kollektiv in einer Erzählung drin, die wir nur notdürftig messen können an einer «Realität» jenseits der narrativen Verstrickung? Wahrheit ist (nach Nietzsche) das, worauf eine Gesellschaft sich einigt, um eine gemeinsame Spielanlage zu haben. Die Pflicht, sich an sie zu halten, entspricht der «Verpflichtung, nach einer festen Konvention zu lügen» – nach «Illusionen, von denen man vergessen hat, dass sie welche sind».

Aber gibt es denn nicht einen festen Kern von spezifisch schweizerischen Merkmalen, die automatisch verinnerlicht, wer hier aufwächst? Einen Kanon von Werten und Tugenden und Abwehren, den wir uns nicht ausgesucht haben, der sich vielmehr im Laufe der Geschichte ausgebildet hat? Hat Johann Jakob Scheuchzer nicht recht, wenn er die CH-Sippe als Produkt der einmaligen alpenländischen Topografie sieht? Bloss wächst diese Identität nicht so natürlich aus der Erde wie ein Blumenkohl. Sie formt sich mindestens so kräftig gegen diese Erde, als Strategie wider die Schicksalhaftigkeit der natürlichen Bedingungen.

Ich stelle mir das so vor: Der Schöpfergott hat die Schweiz als fabelhaftes Panorama hingebastelt – allerdings nichts darunter versteckt, keine Bodenschätze, kein Öl, kein Kobalt, kein Zink, keine Diamanten. Fels, Stein, Enzian, basta. So lernten wir früh: Wir haben keine

Wahl, wir müssen uns selber helfen, das Leben selber in die Hand nehmen, dürfen nie klein begeben. Das war schiere Überlebensnotwendigkeit, kein souveräner Entschluss. Wir waren voralpine Kleinbauern, der unberechenbaren Natur ausgeliefert. Diese engen Verhältnisse formten einen Menschentyp mit eingefleischten Arbeitertugenden (Fleiss, Beharrlichkeit, Verlässlichkeit...) und Mentalitäten (Bauernschlauheit, Unabhängigkeitsdrang...). Indem er sich den Umständen anpasste, machte er sich stark. So konnte sich die Not zur Tugend wenden. Wanderten noch im 19. Jahrhundert Tausende aus, um nicht zu verhungern, geriet das späte 20. Jahrhundert zur Erfolgsstory. In sämtlichen globalen Rankings Spitze: die Reichsten, die Stabilsten, die Innovativsten. Ein Land in Bestform, begehrt, beneidet, überlaufen.

Mit Kleinbauern-Mentalitäten an die Weltspitze. Überlebt das die «alpine» Identität? In John Lockes Verständnis durchaus: als Kontinuität des Erinnerens. Real erodiert sie zwangsläufig. Mit Tugenden kleiner Leute kann man gross und reich werden. Aber auf Dauer reich sein? In einer Wohlstandsgesellschaft sind oder scheinen bestimmte Tugenden schlicht nicht mehr plausibel. Die Skala der Werte gruppiert sich neu. Exemplarisch das Verhältnis von Freiheit und Sicherheit: Als wir wenig hatten, setzten wir auf Freiheit, Vorankommen, Zukunft. Seit wir wohlhabend sind, wollen wir, was wir haben, partout sichern. Wir reden zwar viel und mit Pathos von Freiheit und Unabhängigkeit, doch in jedem Zweifelsfall zieht Freiheit den Kürzeren gegenüber Sicherheit.

Ähnlich nutzen sich andere Merkmale ab, die damals Johann Jakob Scheuchzer hervorgehoben hatte: Gesundheit, Kraft, Mut, Tapferkeit. Vergangenes Jahr feierten wir 700 Jahre Schlacht am Morgarten, die Erzählung vom brutalen Sieg der Eidgenossen über die Habsburger: Die Ritter, hochgerüstet bis zur Unbeweglichkeit, fanden kein Mittel gegen die bauernschlauen Einheimischen, die sie mit einer Lawine von Geröll und Baumstämmen über-rumpelt haben sollen. Die Qualitäten, die in der Erinnerung zum Sieg geführt haben, schreiben wir uns gerne noch heute zu: Widerstandsgeist, Bodenhaftung, Beweglichkeit. Nur geht es uns inzwischen so fabelhaft, dass von morgartenmässiger Robustheit nicht viel übrig bleibt. Gingen die jungen Männer überhaupt noch hin – oder eher zum Psychiater, zwecks Dispens? Die Schweiz ist

## «Wie die CH-Identität durchs 21. Jahrhundert kommen kann? Sie wird sich – wie die persönliche Identität – bewegen müssen.»

auch Weltspitze in Psychiatriedichte: 46 psychiatrische Praxen pro 100 000 Einwohnern. 2,2 Millionen Menschen im Land sind chronisch krank. 40 Prozent aller Erwerbstätigen fühlen sich «erschöpft». Ganz frei von Ironie wird von einem «Postholiday-Syndrom» gesprochen: Wer vom Urlaub zurück an die Arbeit kehrt, leide unter «depressiver Verstimmung».

Robuste Bergtypen? Wir sind eine alternde Wohlstandsgesellschaft. Das mischt die klassischen CH-Werte auf: Fleiss, Ausdauer, Hunger, Biss? Eher sind wir selbstgenügsam geworden, rasch gestresst, bei schwindender Widerstandskraft. Freiheitsdrang wird vom Sicherheitsbedürfnis überholt: Mit Sicherheit weniger Freiheit. Wechseln wir damit unsere Identität? Als Erzählung taugt die alte Version der kräftigen freiheitsliebenden Bergler weiterhin. Sie ist ja – als Erinnerung – nicht falsch, wir müssen sie bloss weiter erzählen, in die reale Gegenwart hinein. Problematisch wird sie, wo wir uns einreden, sie entspreche akkurat unserer aktuellen Form. Damit büsste sie ihre wichtigste Kraft ein: uns ein Stern der Selbstverständigung zu sein im alltäglichen Durcheinander.

Wie die CH-Identität durchs 21. Jahrhundert kommen kann? Sie wird sich – wie die persönliche Identität – bewegen müssen. Die traditionelle Bergler-Mentalität kann als kräftiger Wurzelstock überleben, als knorriger Charakter, als Reflex der Unabhängigkeit. Was oben ausschiesst und Früchte treibt, das muss sich neu ausrichten – vor allem in zwei Hinsichten. Zunächst muss sie Allianzen eingehen, muss erkennen, dass auch sie von «Biodiversität» profitiert, seit den Hugenotten im 17. Jahrhundert, wie gesagt, in jüngster Zeit mit der Italianisierung der Schweizer Lebensart. Wir brauchen Verjüngung, auf vielen Parzellen. Mit Kariem Hussein haben wir endlich einen Leichtathletik-Europameister, ein Thurgauer, kein altes Thurgauer Geschlecht. Das Alinghi-Rezept: Frische Kräfte aus aller Welt ins Schweizer Boot holen. Die ETH macht es vor. Aber dazu braucht es einen Geist, der ganz anders gestimmt ist als die Gotthard-Verteidigung.

Sodann muss die traditionelle Identität, die mit Natur (Alpen, Berg) sympathisiert, Moderne samt Technik aber als Feindin sieht (siehe Heidi), Schluss machen mit ihrer einseitigen Parteilichkeit. Die Schweiz, die seit Jahrzeh-

ten von und mit und dank Technik lebt, macht sich zur Karikatur, wenn sie wie der Alpöhi auftritt, sobald sie auf Identitätssuche ist. Der Fels unter mir, das Sternenzelt über mir, das Schwingfest vor mir: Diese Schweiz hat ihren Platz in der Agenda freizeitleicher Unterhaltung.

Die schwierigste Aufgabe für die CH-Identität wird sein: Sie muss einsehen, dass künftig so gar nicht erstrebenswert ist, mit sich im Reinen zu sein. Erfolgreich wird nur eine Identität sein, die nicht einmal mit sich selbst komplett identisch ist. ●

---

**Ludwig Hasler** (\*1944) ist einer der letzten lebenden Schweizer, deren Stammbaum rein inländisch zu sein scheint. Ob das für ihn spricht, bezweifelt er. Denn biographisch hat er die Erfahrung gemacht, dass Identität nur stark wird, wenn sie sich in Widersprüchen bewährt. Der Philosoph und Journalist ist seit 2001 freier Publizist und Hochschuldozent. Er wohnt in Zollikon. Sein jüngstes Buch heisst: «Des Pudels Fell. Neue Verführung zum Denken» (2010, Verlag Huber Frauenfeld).



1



2

## «HOW DO YOU JUMP?»

Philippe Halsman erfand 1950 mit den «Jump-Fotos» eine neue Art von Porträtfotografie. Am Ende der Foto-termine, für die er beauftragt war, fragte er die Porträtierten, ob sie damit einverstanden wären, vor der Kamera in die Höhe zu springen. Halsman überzeugte nicht nur grosse Persönlichkeiten aus der Unterhaltungsindustrie, sich an seinem persönlichen Projekt zu beteiligen, sondern auch Menschen, die nicht für ihre Spontaneität bekannt waren. So sprangen zum Beispiel selbst der Herzog und die Herzogin von Windsor für Halsman in die Luft. 1954 gelang Halsman ein natürliches Jump-Porträt von Marilyn Monroe. Es blieb jedoch vorerst bei dieser einzigen Fotografie, denn als Halsman das Konzept der «Jump-Serie» erklärte, lehnte die Schauspielerin weitere Sprünge vor der Kamera ab. Erst fünf Jahre später, als die Zeitschrift «Life» eine grosse Berichterstattung über die Jump-Serie plante und Monroe bat, sich springend für die Titelseite ablichten zu lassen, willigte sie ein, erneut für Halsman

zu springen. In einer rund drei-stündigen Fotosession sprang Monroe über 200-mal vor dem Sucher von Halsman in die Höhe, bis sie das perfekte Bild im Kasten hatten.

Mit den «Jumps» gelangen Halsman spontane und authentische Porträts. Er entdeckte, dass die Art und Weise, wie die Menschen springen, ihren wahren Charakter verrät. «Wenn Sie eine Person auffordern, in die Luft zu springen, kristallisiert sich ihre Aufmerksamkeit auf den Akt des Springens und die Maske fällt, sodass die echte Persönlichkeit zum Vorschein kommt», so Halsman.

1959 veröffentlichte der Fotograf das Buch «Philippe Halsman's Jump Book» mit über 170 Jump-Porträts. Das letzte zeigt ihn selbst. Halsman, der in seinem Schaffen immer auf der Suche nach der wahren Identität der Porträtierten war, stellt in der Bildunterschrift zu seinem Luftsprung die entscheidende Frage: «How do you jump?»

**Philippe Halsman** (1906 – 1979) war einer der berühmtesten Porträt-, Mode- und Kunstfotografen seiner Zeit. Zwischen 1940 und 1970 arbeitete er unter anderem für das amerikanische Magazin «Life». Viele seiner Fotografien wurden zu Ikonen und sind heute Teil unseres kollektiven Bildgedächtnisses.



3

1 Philippe Halsman, *Grace Kelly*, 1954. Silbergelatine-Abzug. Foto: Philippe Halsman.

2 Philippe Halsman, *Duke and Duchess of Windsor*, 1956. Silbergelatine-Abzug. Foto: Philippe Halsman.

3 Philippe Halsman, *Marilyn Monroe and Philippe Halsman*, 1959. Silbergelatine-Abzug. Foto: Yvonne Halsman.

Alle drei Abbildungen: © Philippe Halsman Archive 2016, courtesy °CLAIR Galerie, [www.clair.me](http://www.clair.me).

# Mein langer Weg zu mir

Unser Autor ist, was gerne als «multikulturelle Persönlichkeit» bezeichnet wird: in Indien geboren, englisch erzogen, sesshaft geworden in der Schweiz. Er spricht ein halbes Dutzend indische Dialekte, ein halbes Dutzend europäische Sprachen und Berndeutsch. Eine Geschichte über Migration, Alltagsrassismus, die heilende Kraft der Liebe – und Sprache als Schlüssel zum Ich.

Johnson Eliezer-Jensen

---

Es ist Mitte der achtziger Jahre und ich stehe unter gewaltigem Druck. Ich bin indischer Abstammung, 29 Jahre alt, habe eine Frau und drei Kinder, und mit Schweizer Präzision ist auf den letzten Tag meiner Ausbildung der Geldhahn zgedreht worden. Wir müssen von geliehenem Geld leben. Das Studium der Theologie, das Vikariat, die Ordination, die Vereidigung durch den Regierungsrat liegen hinter mir und in meinem Hinterkopf geistert ein Gedanke herum, den mein Dogmatik-Professor in die Welt gesetzt hatte. Ich könnte doch doktorieren. Dazu wäre eine Stelle in Bern oder in der Nähe von Bern ideal. Ich bewerbe mich in Zollikofen, in der bernischen Mittelklasse-Suburbia, in der Erwartung, dass hier in unmittelbarer Stadtnähe nicht allein Mittelklasse, sondern auch ein klein wenig Weltoffenheit existieren würde.

Man hat mich zum Interview eingeladen. Das erste meines Lebens. Ich bin nervös. Der gesamte Kirchgemeinderat ist versammelt. Etwa zwanzig Augenpaare blicken auf mich. Es sind Augen, die die Welt ganz viel länger betrachtet hatten als ich. Ich bin wirklich bei weitem der Jüngste in dieser Runde. Meine Nervosität steigt. Und dann kommt sie, die erste Frage: Sie haben in Adelsboden Ihr Vikariat absolviert. Wie haben die Menschen dort auf Ihre Hautfarbe reagiert? Es ist wahr, ich bin nicht aufgestanden und gegangen und an meine Antwort von damals kann ich mich nicht mehr erinnern. Aber heute weiss ich: Ich hätte dem Kirchgemeinderat meine Familiengeschichte erzählen sollen.

Von Kerala stamme ich. Hier sprechen die Menschen Malayalam, meine Muttersprache. Ich habe sie nie lesen oder schreiben gelernt. Wir haben Kerala verlassen, als ich knapp zwei Jahre alt war. Diese erste Heimat werde ich erst mehr als zwanzig Jahre später zum ersten Mal sehen, als ich schon Student der Theologie bin und verheiratet mit einer Schweizerin. Alles ist mir neu. Auch meine Verwandtschaft. Ich sehe sie zum ersten Mal in meinem Leben.

Bei meiner Tante höre ich nochmals die Geschichte unserer Familie. Ob das mehr Legende ist als Wahrheit?

Ich weiss es nicht. Der Apostel Thomas kommt im ersten Jahrhundert auf dem Seeweg nach Kerala. Eines Tages begegnet er in der Morgendämmerung sieben Brahmanen am Fluss bei ihrem rituellen Bad. Sie hören das Evangelium. Sie werden Christen. Einer davon ist unser Vorfahre mit Namen Ayzukuzhi. In diese Linie der Thomas-Christen mit hochkastiger Herkunft und heller Hautfarbe und Bildung gehören wir. Erst Jahrhunderte später kommen die amerikanischen und europäischen Missionare und ihre Bekehrten: Die schwarzhäutigen Unberührbaren, alles Fischer und Kokosnusspflücker. Mit denen sitzen wir nicht an einem Tisch. Hoffentlich auch nicht im Himmel.

Es ist ein tief rassistisches Land, in dem ich aufgewachsen bin. Inder gegen Inder. Seit Jahrhunderten. Ich brachte es nicht fertig, den Kirchgemeinderat im Vorstellungsgespräch zu fragen, ob er ein getarnter Verwandter von mir sei.

Völlig unerwartet führt mich meine Stellensuche nach Langnau im Emmental. Nicht ein ganzer Rat wartet diesmal auf mich, sondern eine Pfarrwahlkommission von etwa vier oder fünf. Schon das ist eine Erleichterung. Das Gespräch dauert ganze 15 Minuten. Man bittet mich, draussen zu warten. Schon nach fünf Minuten geht die Tür aber wieder auf. Alle stehen. Breites Lächeln auf allen Gesichtern. Ich höre wie im Traum: Herr Pfarrer, wir werden Sie der Kirchgemeinde zur Wahl vorschlagen. Ich freue mich und danke und denke: Hier bin ich weg von Bern, und von hier aus werde ich zur Dissertation nicht mehr kommen. Aber hier sind Menschen, die mich wollen und sich über mich freuen.

Heimat, weiss ich in diesem Moment, kann nie eine Frage der Geographie sein.

Einer dieser Ratsmitglieder, erfahre ich später, ist schwul. Ein Original, wie aus dem Buch. Er hatte seine Haare über seine Glatze von links nach rechts gekämmt. Ein gesetzter Herr mit einem breiten Gesicht und breiten, fleischigen Händen. Er löst sich aus dem Kreis, kommt auf mich zu, sagt, wie er sich freut, holt aus und klopft mir auf den Rücken mit so viel Wucht, dass ich schier nach vorne kippe und fast auf dem Gesicht lande. Ein Ritual, das sich durch die Jahre mindestens wöchentlich

«Als ich mit knapp zwanzig Jahren in der Schweiz landete, hatte ich alles, was mein bisheriges Leben ausgemacht hatte, verloren.»

wiederholen sollte. Sein Schwulsein war ein offenes Geheimnis, und in all meinen Jahren in Langnau war es auch kein einziges Mal bei irgendjemandem ein Thema.

Auch nicht mein Indersein. Es war, als würden sie meine braune Hautfarbe gar nicht sehen. Das ist wie im Märchen und hatte mit Sprache zu tun. Ich hatte früh Berndeutsch zu sprechen begonnen. Ich erinnere mich, wie ich vor dem Spiegel stand und Zungenbrecher wie Miuchmäucherli und Chuchichäschtli praktizierte und lachte beim Anblick von Zunge und Mund, die sich in völlig neue, unbekannte Richtungen bewegten. Das war kein Müssen, eher ein Vergnügen. Nun ermöglichte mir mein Berndeutsch Vertrautheit und Nähe, wurde zum Türöffner zu Jung und Alt.

Meine erste Heimat ist ein Land mit 122 bedeutenden und 1599 anderen Sprachen, je nachdem wie man Sprache und Dialekt definiert. Als meine Familie Kerala verliess, zogen wir nach Hyderabad im Bundestaat Andhra Pradesh. Hier sprach man Telugu und so habe ich Telugu sprechen gelernt. Als mein Vater aus den USA, wo er studiert hatte, zurückkehrte, fand er eine Stelle in der heiligen Stadt der Hindus, in Varanasi, im Bundesstaat Uttar Pradesh. So zogen wir in den Norden nach Varanasi, wo Hindi die Lingua Franca im gesamten Norden ist. Ich war Englisch eingeschult worden und es kam Hindi als zweite Sprache dazu. Mit zwölf wechselte ich ins Internat in die Himalayaberge. Und lese Thomas Hardy und William Shakespeare und höre Simon and Garfunkel und die Beatles. Mit sechzehn landete ich im Süden in Bangalore und lerne zufällig Tamil. Hier wäre ich gerne geblieben, aber ich muss ins College im Norden. In Chandigarh, der Stadt Corbusiers, studiere ich Anglistik und Soziologie, schreibe Gedichte und das Panjabi wird die letzte indische Sprache, die ich lerne. In Wahrheit ist es doch nicht Farbe, sondern Sprache, die trennt. Immigranten ohne Sprache, mit gebrochener Sprache werden immer von dem guten Leben in diesem Land getrennt bleiben.

Am guten Leben in diesem Land durfte ich Anteil haben. Als ich mit knapp zwanzig Jahren in der Schweiz landete, hatte ich alles, was mein bisheriges Leben ausgemacht hatte, verloren. Gejammert habe ich nur über den Verlust von dem Einen: dem Essen. Im Internat lernte ich schon früh, ohne Eltern auszukommen. Aber morgens nur Brot und Konfitüre? Das war Kulturschock pur. Aber mir wurden hier Menschen geschenkt, die mich über diesen Verlust und die anderen hinweggetröstet, mich geliebt und angenommen und an mich geglaubt haben. Mein Immigrantenschicksal hat mich dies gelehrt: Ich bin, nicht weil ich denke; ich bin, weil ich geliebt bin.

Wegen unüberbrückbaren Differenzen im Pfarrteam zog ich weg von Langnau. Viele in dieser Gemeinde, die mich geliebt und geschätzt haben, waren sehr enttäuscht. Und doch genau diese Gemeinde hat mir, in Abwesenheit, ihr Bürgerrecht zugesichert. Ich weiss es nicht sicher, aber das hat es wohl in keiner politischen Gemeinde bis dahin gegeben. Einbürgerungsverfahren waren damals lang und kompliziert. Weggang aus der Gemeinde brachte die Verfahrenseinstellung mit sich. Nochmals Jahre warten. Nochmals von vorne beginnen. Diese Menschen aber taten etwas völlig Unerwartetes. Egal was gewesen ist, sie machten mich zu einem von den ihren. Ich bin stolz, ein Langnauer zu sein.

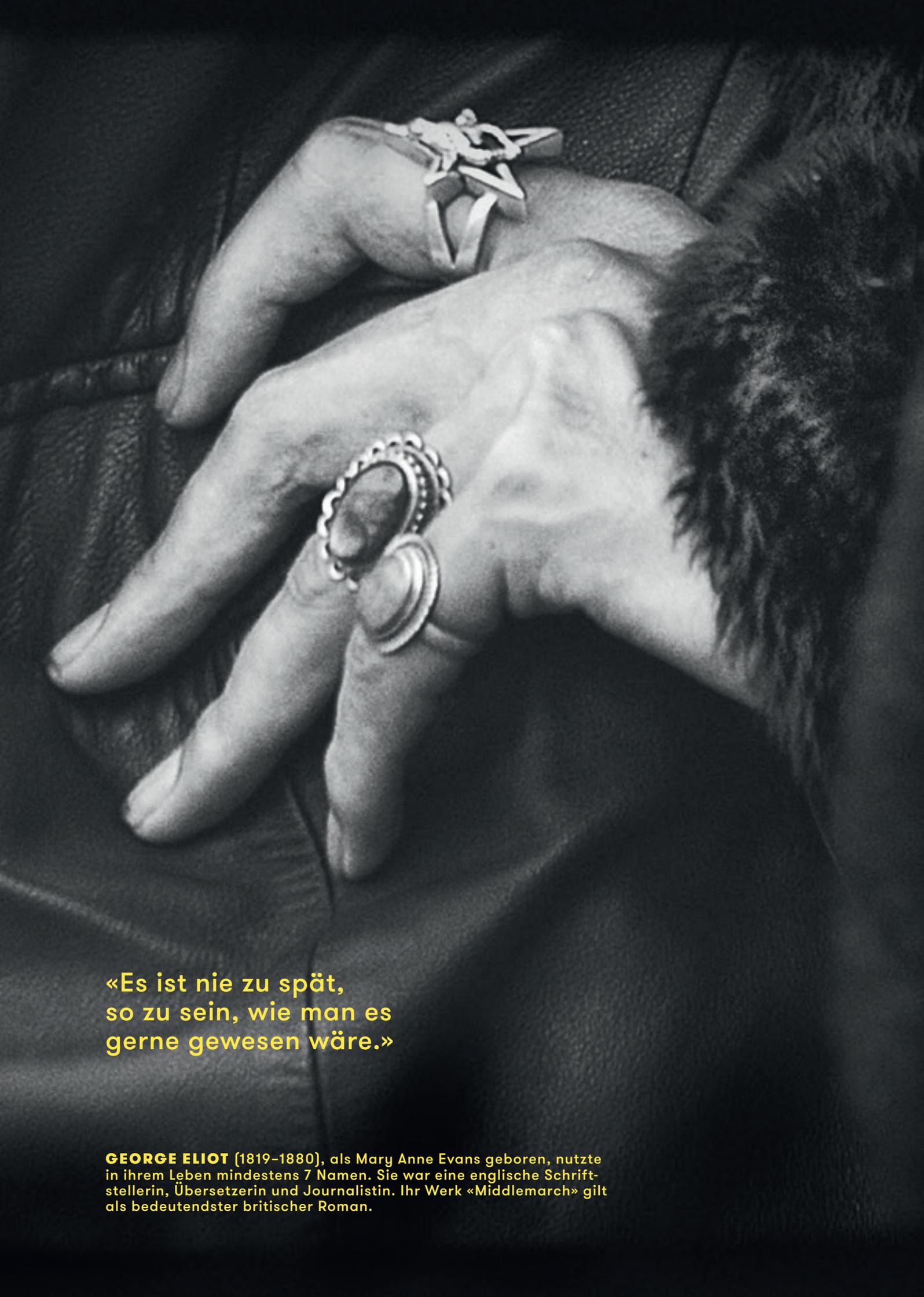
Unser Land hat durch die Jahrzehnte eine Immigrationswelle nach der anderen erlebt. In den frühen achtziger Jahren kamen etwa die Tamilen zu uns. Bis heute lebt die grosse Mehrheit unter sich. Die ungeschminkte Wahrheit (nicht nur) über die Schweiz ist, dass es eine multikulturelle Schweiz nicht gibt und nicht geben wird. Ich bin dankbar, nicht in einem indischen Ghetto gelandet zu sein. Ich kenne nur einen Inder hier, den ich meinen Freund nennen kann. Das ist wirklich gut so.

Georgos, der Grieche, mit dem ich in Fribourg Deutsch gelernt habe, und ich sassen einmal beim Mittagessen in der Mensa. Ich bin erst ein paar Monate da, er schon länger. Als wir über die Schweiz zu reden kommen, verdüstert sich sein Gesicht und nackte Wut meldet sich in seiner Stimme. Er sagt: Ich hasse die Schweiz. Ich erschrecke und weiss ganz intuitiv, dass die Trauer über das Verlorene ihn im Würgegriff hält. Wenn er nur gewusst hätte, dass sich unser Leben im Zweitakt vom Verlieren und Gewinnen abspielt. In Indien als Inder, in der Schweiz als Inder und als Schweizer – in der Schweiz war es dieser Rhythmus, der mein Sein und Werden bestimmt hat.

Ich schaue zurück, ich schaue nach vorne und ein Gefühl überwiegt – es ist die Dankbarkeit. ●

---

**Johnson Eliezer-Jensen** (\*1956) ist Schweizer indischer Abstammung. Nach seinem Studium der Soziologie und Anglistik in Indien kam er in die Schweiz, lernte Deutsch und studierte Theologie an der Universität Bern. Nach 20 Jahren verliess er 2008 Pfarramt und Kanzel, um zusammen mit seiner dänischen Frau das Modeunternehmen CPH zu gründen. Heute ist er Unternehmer, Vortragsredner und Autor. In seinen Vorträgen spricht er zu Grundfragen unserer Zeit. Er lebt mit seiner Familie in Bern. [www.c-p-h.ch](http://www.c-p-h.ch)



«Es ist nie zu spät,  
so zu sein, wie man es  
gerne gewesen wäre.»

**GEORGE ELIOT** (1819–1880), als Mary Anne Evans geboren, nutzte in ihrem Leben mindestens 7 Namen. Sie war eine englische Schriftstellerin, Übersetzerin und Journalistin. Ihr Werk «Middlemarch» gilt als bedeutendster britischer Roman.

# Das goldene Dreieck

**Identitätsbildung zwischen gesellschaftlichen Zwängen und Freiheitsdurst. Wie man sich verlieren kann und warum wir unsere Menschlichkeit bewahren müssen, erklärt der Autor und Publizist Fritz Billeter.**

Der Begriff Identität ist vom lateinischen *idem*, dasselbe, abgeleitet. Man bezeichnet damit die Übereinstimmung des Menschen mit sich selbst. Philosophie und Psychologie verwenden den Begriff in diesem Sinn. In der Alltagssprache hat er sich zum Schwammwort erweitert. Auf Wortbildungen wie «identifizieren», «sich identifizieren mit» stossen wir häufig. Der Theaterbesucher, die Theaterbesucherin identifizieren sich mit der Handlung, mit dem Helden des Stückes. Der Tänzer eines exotischen Stammes identifiziert sich mit dem Dämon oder dem Ahnen, der sich in seiner Maske verkörpert. Das Signalement im Reisepass garantiert, dass es mit demjenigen übereinstimmt, der diesen vorzeigt. Der Staat kann einem Kronzeugen eine neue Identität verpassen, um ihn so vor Anschlägen der Angeklagten zu schützen.

Doch zurück zur philosophischen Bedeutung des Begriffs Identität. Man stelle sich jemand vor, der aus dem Schlaf erwacht. Der Anlass des Erwachens kann vielfältig sein: die gewohnte Schlafenszeit ist zu Ende, der Wecker schrillt, Harndruck, ein Muskelkrampf, ein kalter Luftzug. Die erwachende Person wird sich ihres Seins bewusst, indem sie jene Unpässlichkeiten als die ihrigen wahrnimmt.

Das Denken des Ich kann sich unterschiedlich manifestieren. Es kann etwa die Natur oder die menschliche Gesellschaft beobachten, erforschen, in neue Zusammenhänge bringen. Es kann aber auch über das eigene Ich reflektieren. Dazu muss es sich entzweien: in ein Ich als denkendes Subjekt und in ein Ich als dessen Objekt, das vom reflektierenden Ich beobachtet, analysiert, erhellt wird. Wenn das reflektierende Ich die beiden Ich-Anteile zusammenklammert, erfährt sich das Individuum als Ganzheit, mit andern Worten, es hat seine Identität gefunden.

## Identität in der Lebenswelt

Die durch das reflektierende Ich wieder aufgehobene Ich-Entzweigung entspricht einer Umschreibung der Identitätsfindung, wie ich sie am Anfang dieses Essays angeboten habe: Identität heisst die Übereinstimmung des Menschen mit sich selbst. Das bedeutet in der Lebenspraxis, dass das Individuum durch alle Veränderungen in seiner inneren und äusseren Biografie sich im Kern als

dasselbe hindurchträgt. Dazu ein konkretes Beispiel: Eine Eheschliessung macht zwei Menschen zu Partnern, sie treten in ein neues Verhältnis zueinander, das eine Reihe von Veränderungen beinhaltet, etwa dass sie sich aufeinander abzustimmen versuchen; sie übernehmen neue Pflichten und gewinnen neue Rechte, besonders auch gegenüber Gesetz und Staat. Dennoch sind die in der Ehe verbundenen Partner gleichzeitig sie selbst geblieben, nämlich der oder die, welche sie vor der Ehe waren – wäre dem nicht so, müssten sie sich nach der Heirat betrogen oder getäuscht fühlen.

Identität definiert als Übereinstimmung des Ichs mit sich selbst heisst auch, dass sich dieses vom Anderen abgrenzt. Indem ich die Anderen als von mir unterschiedlich wahrnehme, vermag ich mein Eigenes besser zu erkennen. Gleichzeitig aber kann kein Ich isoliert als Einzelnes existieren. Der Mensch ist ein gesellschaftliches Wesen; ohne ein Miteinander, ohne sich in der Sprache auszutauschen, gäbe es kein Lernen, keine Kultur, keinen Staat. Der Mensch ist denn auch mit mehr oder weniger Empathie ausgerüstet: Er vermag, sich in den Anderen hineinzusetzen. Sich vom Anderen abgrenzen, sich mit dem Anderen zusammenfinden, dieses stets gefährdete Gleichgewicht gilt es zu wahren. Unsere Identität ist demnach ständigen Prüfungen ausgesetzt, besonders jetzt, da Flüchtlingsströme aus mit Krieg überzogenen Ländern in Mitteleuropa Einlass begehren.

## Entfremdung über Arbeit und Beruf

Alle Menschen haben zu arbeiten. «Wer nicht arbeiten will, soll nicht essen», forderte schon der Apostel Paulus. Ein Zitat, das auch heutige Politiker gern im Mund führen. Doch die allermeisten üben eine Arbeit aus, die sie nicht erfüllt, in der sie ihre Identität nicht leben können.

Viele Philosophen (zum Beispiel Karl Marx) und Psychologen (zum Beispiel Erich Fromm) legen dar, dass wir Arbeit im Kapitalismus nicht anders denn «entfremdet», «selbstentfremdet» verrichten müssen. Was «Entfremdung» alles bedeutet, wie und warum sie entsteht, wie sie zu überwinden wäre und worin sich die verschiedenen Autoren, die über Entfremdung nachdenken, unterscheiden, kann hier unmöglich breit dargelegt werden. Ich begnüge mich festzuhalten, dass Selbstentfremdung durch

von aussen bestimmte, gar erzwungene Arbeit entsteht und dass es wohl kaum Arbeit gibt, die völlig frei von Entfremdung ist, auch nicht die Arbeit des CEO oder des Verwaltungsratspräsidenten. Unsere Kultur hätschelt das Ideal, genau besehen, die Illusion des «freien» Künstlers. Doch auch der Künstler hat sich nach dem Markt, also nach einer von aussen bestimmenden Macht zu richten. Er mag Strategien entwickeln, wie er ihn unterlaufen, wie er mit ihm Kompromisse schliessen könnte, eine gänzliche Marktunabhängigkeit, wenn er von seiner Kunst leben will, ist kaum denkbar.

Die Menschen müssen arbeiten, um ihre Bedürfnisse stillen zu können. Eine Unterscheidung zwischen notwendigen wie Nahrung, Bekleidung, Wohnung und sekundären Bedürfnissen ist mässig. Jeder Mensch will mehr als sich gerade am Leben erhalten, er will an der Kultur teilhaben, wobei es unerheblich ist, ob er sich an einem Boxmatch oder an einer Oper erfreut. Manche Menschen hoffen, dass sie, was ihnen in ihrer Arbeit versagt bleibt, nämlich das Erlebnis ihrer Ganzheit – ihrer Identität, mit Geld, mit ihrer Entlohnung kompensieren können. Allein diese Rechnung geht nicht auf. Die sogenannte Freizeit zum Beispiel, für deren Gestaltung viel Geld ausgegeben wird, ist ebenfalls der Arbeit zugeordnet; sie wird gewährt, damit der Arbeitende die Möglichkeit hat, seine Arbeitskraft zu erneuern, ganz zu schweigen davon, dass viele Menschen den Leistungszwang, der ihnen im Beruf zu schaffen macht, in ihre Freizeit hinübertragen.

Schon Schiller erkannte: «Der Mensch ist nur da ganz Mensch, wo er spielt» – eine ungemein verlockende Utopie, da doch Arbeit heute grundsätzlich mit Selbstentfremdung verknüpft ist.

Das Thema Arbeit durchzieht das ganze Werk von Mario Comensoli (1922 – 1993). Der Maler beleuchtete es erstmals mit der Darstellung italienischer Fremdarbeiter in der Schweiz (ab 1957), er wandelte es ab bis hin zur Darstellung von Punks, die weder Arbeit noch Zukunft kennen. Dazwischen zeigt er in seinen Bildern Gesten des Aufstandes, der Verneinung und Verhöhnung, die junge Menschen gegen ihre Arbeit richten. Da imitiert der Brotausträger den Revolverhelden, da rutscht der Platzanweiser im Kino das Treppengeländer hinunter, da reisst er den Mund weit auf zum provozierenden Gähnen oder er schläft seelenruhig in der vordersten Reihe während eines Abenteuerfilms. Das alles sind gewiss keine Zeichen endgültiger Erlösung, aber so etwas wie ein Schimmer von Utopie, Andeutungen von überschüssiger Kraft, die sich durch monotone Arbeit und Stress nicht totkriegen lässt.

### Wie man Identität sonst noch verlieren kann

Starke Emotionen wie Furcht, Freude, Wut, die ein Individuum jäh überschwemmen, können unsere Identität vorübergehend ausser Kraft setzen; Drogen oder Demenz beschädigen sie oder löschen sie schliesslich ganz aus. Der Mensch kann sie auch täglich, jederzeit und undramatisch verlieren, indem er der «man-Existenz» verfällt. Vor allem die Existenzphilosophen Martin Heidegger und Jean-Paul Sartre haben über diese Seinsweise nachgedacht. Etwas grobhölzig könnte man sagen, die man-Existenz ist eine unauthentische Seinsweise. Diese hat ihr Selbst zu Gunsten des «man» eingetauscht, und das «man» denkt, redet, handelt für sie. Sie kann derart nicht zur Übereinstimmung mit ihrem Selbst gelangen, weil sie keines hat. Sie hat also keine Identität, kann sich nie als frei erleben, weil sie nie eine Wahl trifft; sie beargwöhnt alles, was herausragt, was anders und ihr fremd ist, sie ebnet ein. Und doch übt sie ihre Faszination aus; denn die man-Existenz ist nie schuld, weil sie nie zu wählen riskiert, sie ist aufgehoben, geschützt in der grossen Zahl von ihresgleichen.

Zusammengefasst: Identität ist kein endgültiger Zustand, sie kann gefährdet sein, muss immer wieder neu erworben werden. Einerseits hat der Mensch starke Bedürfnisse und Sehnsüchte, andererseits neigt er zur man-Existenz. Aber besser scheitern als verdumpfen. Auch scheiternd kann er seine Identität gewinnen, aber verdumpfend verliert er seine Menschlichkeit. ●

---

**Fritz Billeter** (\*1929) ist promovierter Kunsthistoriker. Aktuell leitet er das Ausstellungsprojekt Art Dock in Zürich-West. Von 1971 bis 1995 war er Kulturredaktor des Zürcher Tages-Anzeigers. Beim Aufbau der Kunstsammlung des Vögele Kultur Zentrums hat er die Stifterfamilie jahrelang beraten. Fritz Billeter lebt und arbeitet in Volketswil ZH. Zurzeit schreibt er an seinem neuen Buch.



Lewis Davidson, *Eighteen Flags*, seit 2014. Polyester-Flaggen der Länder Bahrain, Dänemark, England, Georgien, Grönland, Indonesien, Japan, Kanada, Lettland, Monaco, Peru, Polen, Österreich, Schweiz, Singapur, Tunesien, Türkei und Tonga, Masse variabel. Foto: Hannes Thalmann.

## DIE FARBEN EINER NATION

Die rot-weißen Fadenbündel von Lewis Davidson waren ursprünglich Flaggen, via Internet bestellt und zu Hause in mühevoller Handarbeit «entwoben». Ausgehend von der Schweizer Nationalfahne machte er sämtliche Flaggen ausfindig, deren Nationalsymbol ebenfalls nur aus den Farben rot und weiss besteht. 18 Flaggen hat er insgesamt für diese Installation aufgelöst. Neben der Schweizer Fahne die von Bahrain, Dänemark, England, Georgien, Grönland, Indonesien, Japan, Kanada, Lettland, Monaco, Peru, Polen, Österreich, Singapur, Tunesien, Türkei und Tonga.

Dass Davidson die Flaggen im Internet erwarb, einem offenen, scheinbar grenzenlosen Raum, steht im Wider-

spruch zum Erstandenen. Flaggen symbolisieren das Land und ihr Volk und stehen somit auch für Territorien und ihre Grenzen. In diesen inhaltlich stark aufgeladenen Objekten der Identifikation verdichteten sich Mythen und Heldensagen, patriotische Emotionen, Politik und Kultur. Mit dem Auflösen der Fahnen in einzelne Fäden entlarvt Davidson die Idee der Nation als etwas konstruiertes und regt an, darüber nachzudenken, was Nation bedeutet. Denn die in einzelnen Fäden aufgelösten und auf Polyester-Knäuel reduzierten Nationen der «Eighteen Flags» unterscheiden sich nur noch minimal voneinander, und zwar darin, wie gross der Anteil an rotem oder weissem Faden ist.

**Lewis Davidson** (\*1990) studierte von 2010 – 2013 an der Chelsea School of Art and Design in London. Das Werk «Eighteen Flags» entwickelte er 2014 im Rahmen der Ausstellung «Art@Tell» an der Universität St. Gallen.

# Heimat. Idealisierte **Swissness**?

Silvia Tschui

---

Es gab zwei Momente, in denen ich in meiner Londoner Zeit, die doch fast fünf Jahre dauerte, vor Heimweh unkontrollierbar geheult habe. Der eine Moment war jeweils, bevor die Titelmelodie der urlondonerischen Sitcom «Eastenders» begann, ich aber schon mit meinen WG-Gspänli im Wohnzimmer sass. Denn vor «Eastenders» wurde ungefähr ein halbes Jahr lang Lindt-Schoggi-Werbung geschaltet. Die Werbung begann mit einem Flug über die Alpen: «Switzerland lies in the heart of Europe», quoll die schoggidunkle Frauenstimme ins Ohr, ich sehe blauen Himmel, weisse Bergspitzen und sogleich trieft es unaufhaltsam aus Auge und Nase, noch bevor die Werbung weitergeht und unsäglichen Kitsch in Form eines herzförmigen Alpsees aus flüssiger Schokolade offenbart («And in the heart of Switzerland lies a heart of chocolate»). Zum Glück haben die WG-Gspänli jeweils sofort über gehortetes Nazigold und Waffenlieferungen gespottet. Dann gings dann amigs wieder.

Der zweite Weinkrampf-Heimwehmoment war am Swiss Corner, einer mittlerweile aufgelösten Tourismusecke in Londons Tourismusecke schlechthin, Trafalgar Square. Ein Ort zum Vermeiden. Früher hingen da an einem totempfahlähnlichen Stamm sämtliche Schweizer Kantonswappen wie weiland der berühmte Hut auf der Stange. Ausgerechnet als ich einst vorbeiging, standen da gestandene Mannen und Frauen in Trachten. Und sangen. Sie sangen den Schacher Seppeli und ich dachte erst: «Ou nei» und blieb dann doch stehen, Rotz, Wasser, ich will heim.

Retrospektiv haben also zwei Dinge in mir unkontrollierbares Heimweh ausgelöst: Ein zu Werbezwecken instrumentalisiertes Bild der Alpen und ein Schweizer Lied aus dem Jahr 1925. Gopfertelli, denkt sich da die einigermaßen gebildete Frau, bin ich dermassen einfach gelismet? Weder bin ich in den Bergen aufgewachsen, noch hat sich in mir jemals zuvor eine Vorliebe für Schweizer Schlager aus den 20er Jahren manifestiert. Warum heule ich bei einfachsten Schweiz-Klischees?

Die Antwort ist leider: Ich bin. So einfach gestrickt. Schlimmer noch, wir sind es alle. Wir alle in der Schweiz oder sonstwo ähnlich Sozialisierten tragen eine Identität mit uns herum, die uns geradezu aufgedrückt wurde, konstituieren uns aus Bildern, die bei näherem Betrachten

nur wenig mit einem realen Ort zu tun haben. Denn wie sich ein Begriff der Heimat und Identität konstituiert, folgt entwicklungspsychologischen Grundprinzipien: Was man kennt, will man; wo man es kennt, fühlt man sich wohl.

Nun ist dies bei weitem kein neuer Gedanke – in Verbindung mit dem Heimatbegriff und noch einem Ingrediens entsteht aber ein kleineres Aha-Erlebnis. Besagtes weiteres Ingrediens wäre die Werbung. Auch hier nicht viel Neues: Werbung setzt auf die Urmechanismen der Wiedererkennung. So wirkt auch seltendooft Werbung wie der herzliförmige Schweizer Schoggisee im Herzli der Schweizer Alpen im Herzli Europas – kötzlen Sie nicht auch schon fast vor lauter Herzli? – prächtig, sieht oder hört man sie nur oft genug. Denn es geht nicht um Inhalte, sondern lediglich darum, dass der Konsument einem bereits oftmals gesehenen Logo oder gehörten Namen mehr Vertrauen entgegenbringt, sich damit also wohlfühlt und so auch das dementsprechende Produkt eher kauft. Und der so instrumentalisierten Macht des Vertrauten sind wir Schweizer nun doch recht oft ausgesetzt – werden doch diverse Schweizer Produkte mit einer idealisierten Swissness auf ihren Verpackungen beworben. Beispiele gefällig? Die Berge (Toblerone). Frohe Kühe auf Alpweiden (Emmi). Reiner Schnee und Wintersport (Schweiz Tourismus). Und, bis es einem schier den Magen umstülpt: Unberührte Natur. Saubere Seen, Flüsse, Luft. Idealisiertes Bauerntum. Heile Welt.

Völlig egal, ob man in Zürich Schwamendingen, Bern Bümpliz oder in einer Siedlung in Wankdorf aufgewachsen ist. Fast beiläufig haben wir dieses nur teilweise wahre Schweiz-Bild der sauberen Berge, Seen, Flüsse, intakter Bauernidylle und Funktionstüchtigkeit, Gschaffigkeit, währschafter rechter Kost (Döner, anyone?) und etzettera pepe schon mit der Ovi aufgesogen und mit dem Joghurt aus der Toni-Molkerei aufgelöffelt. Egal, lebt ein grosser Teil der Schweizer Bevölkerung in Städten, die bei weitem nicht so klinisch rechtschaffen rein sind, wie das Klischee der sauberen Schweiz suggeriert. Oder waren Sie mal letzthin an einem frühen Sommersonntagmorgen auf der Chinawiese am Zürichsee? Saubere Schweizer, my arse!

Egal auch, dass die Bauern reihenweise konkursit am Subventionstropf hängen. Das stets verbreitete Bild der Bergli-Kühli-Flüssli-Schweiz ist in den Köpfen und insbesondere in den Herzen der Menschen stärker als die

**«Schlimm, stammt bei näherem Besehen das eigene Heimatbild aus den Marketingabteilungen von Schokoladenfirmen, Milchverarbeitungszentralen und Schweiz Tourismus.»**

Realität. Kein Wunder, mir sind die sanften Appenzeller Hügellandschaften und die trutzigen Emmentaler Häuser, die schroffen Bündner Alpen und die klargrünen Tessiner Flüsse auch lieber als mehr oder weniger triste Grossüberbauungen in städtischen Agglomerationsgebieten. Aber da kommen nun mal die meisten von uns her.

Sprache wirkt auf einem ähnlichen emotionalen Level. Wo so gesprochen wird, wie man es von klein auf kennt, fühlt man sich, so wird einem nach längeren Auslandsaufenthalten klar, in anderer Weise verstanden als anderswo. Man kennt die subtilsten Codes. Bewusst habe auch ich das Schweizerdeutsche in meinem Roman «Jakobs Ross» unverfroren manipulativ eingesetzt – um den Leser sich aufgehoben, von der Sprache angenommen und gewissermassen eingelullt fühlen zu lassen. Diese Vertrautheit habe ich in der Folge hinterrücks benutzt und radikal gebrochen, indem eben gerade nicht ein Heimatidyll portraitiert wird, sondern die brutale Realität der ländlichen Schweiz vor rund 150 Jahren.

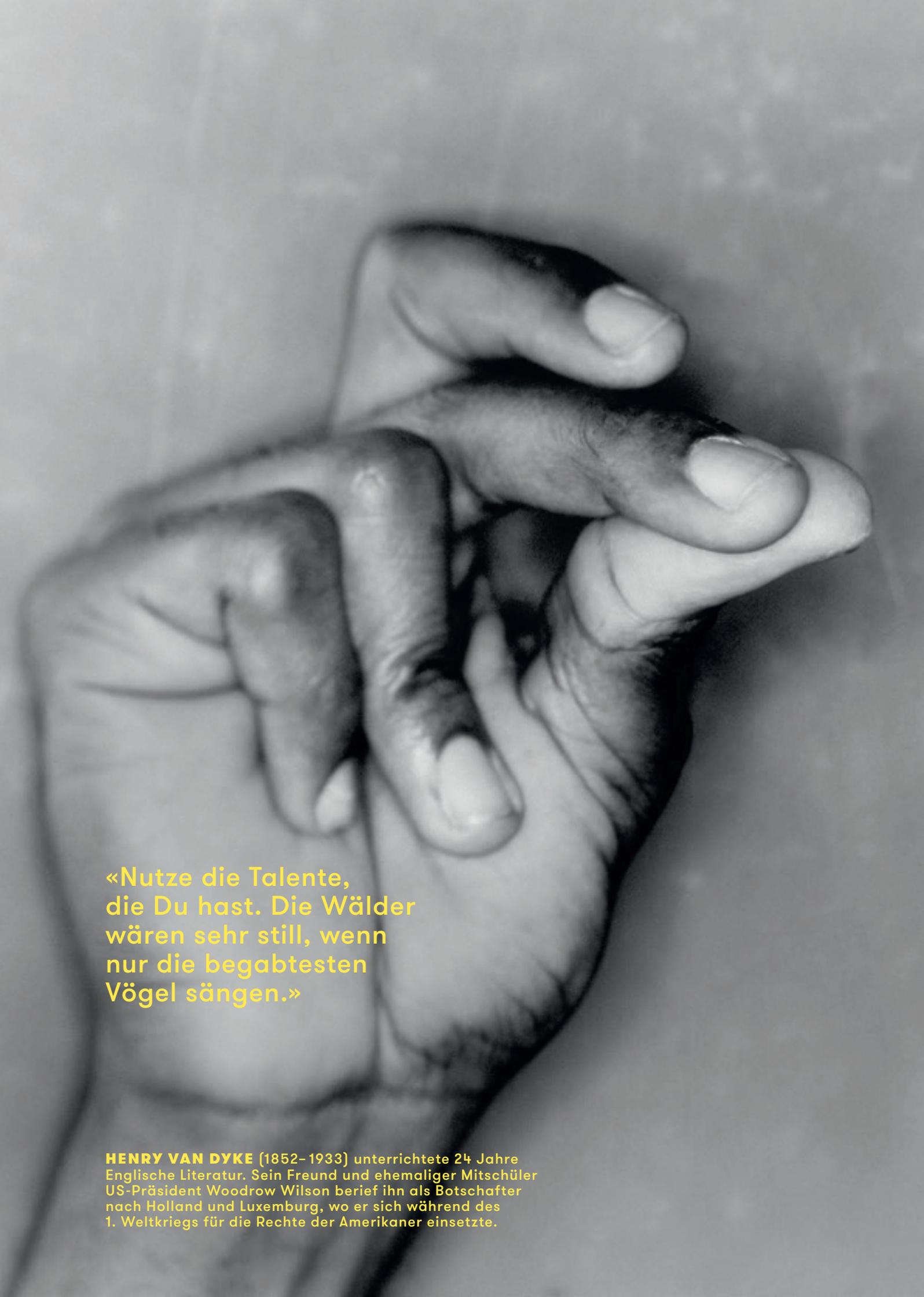
Verbindet sich Sprache mit Liedgut, ist die Wirkung noch stärker, als Sprache allein dies vermag. Musik hören, wissen Musikpsychologen, Neurologen und Hirnforscher, schüttet Endorphine, also Glückshormone aus, stärkt Verbindungen zwischen rechter und linker Hirnhälfte und regt diverse Gehirnregionen gleichzeitig an – unter anderem das Emotionen verarbeitende limbische System. So ist jeder wohl schon einmal durch einen unvermittelt abgespielten Song in die Vergangenheit, in eine längst vergessene Situation oder Emotion katapultiert worden, samt sämtlicher Emotionen, für die ein Stück Musik oder ein Song stehen können. «Losing my Religion» von R.E.M.? Sommer 1991, zum ersten Mal allein in den Sommerferien auf einem französischen Campingplatz, ich kann die Kiefern noch riechen und das Meer und das Gefühl, so jung zu sein, und die Welt eine Schatzkiste. Der Heuler «Supergirl» der deutschen One-Hit-Wonder-Band Reamonn? Skiferien mit einer abserbelnden Beziehung gefühlte hundert Jahre später und es riecht nach dieser Wintersportmischung aus Pommes-frites-Öl und Sonnencreme-Schutzfaktor hoch. «I will survive» von Cake, Aufbruch im VW-Bus über Calais nach London, mit wenig Gepäck und ohne Schlüssel in ein neues Leben, die Lichtstreifen auf der regennassen Strasse und wischende Scheinwerfer. Und im Falle von Schweizer Volksmusik ist dies zumindest in meinem Fall die früheste Kindheit,

Radiofetzen, die im Hintergrund liefen, während ich beim geliebten Grossvater wohl auf den Knien wippte oder Geschichten erzählt bekam oder gar einmal an ein Schwingfest mitgenommen wurde. Und so ist es eigentlich keine Schweiz-Sehnsucht, die Schweizer Volksmusik auslöste, sondern eine Ursehnsucht, nämlich die nach Aufgehobensein, nach Kleinsein, nach Geliebt- und Gewipptwerden.

Schlimm, stammt bei näherem Besehen das eigene Heimatbild aus den Marketingabteilungen von Schokoladenfirmen, Milchverarbeitungszentralen und Schweiz Tourismus. Und eigentlich wäre dies der wahre Grund, angesichts von Bergbildern und dem Schacher Seppeli unkontrollierbar loszuplärren: Dass ein doppelt falsch belichtetes Bild der Schweiz stärkere Identifikation und stärkere Emotionen auslösen kann, als die tatsächliche Schweiz dies mit all ihren Brüchen, Widersprüchen und Facetten je vermag. ●

---

**Silvia Tschui** (\*1974) muss heute nicht mehr vor Heimweh heulen, denn sie ist in Zürich sesshaft geworden. Zumindest vorübergehend – wozu auch Sohn Max beiträgt. 2014 veröffentlichte sie ihren ersten Roman «Jakobs Ross» (erschienen bei Nagel & Kimche). Der Text wurde vom Theater Neumarkt 2015 für die Bühne adaptiert. Sie arbeitet als Journalistin und an ihrem neuen Roman.



«Nutze die Talente,  
die Du hast. Die Wälder  
wären sehr still, wenn  
nur die begabtesten  
Vögel sängen.»

**HENRY VAN DYKE** (1852–1933) unterrichtete 24 Jahre Englische Literatur. Sein Freund und ehemaliger Mitschüler US-Präsident Woodrow Wilson berief ihn als Botschafter nach Holland und Luxemburg, wo er sich während des 1. Weltkriegs für die Rechte der Amerikaner einsetzte.

# Wir sind alle Gotthardiner

**Ohne gemeinsame Sprache, Konfession und Kultur war die Schweiz immer ein prekäres Gebilde. Doch am Gotthard konnte sich eine nationale Identität herausbilden. Das Gebirgsmassiv mit seinem Alpenübergang gab dem Land eine historische Bestimmung, die bis heute wirkt. Am Gotthard wurde die Schweiz erfunden.**

Helmut Stalder

---

Die Schweiz ist eigentlich ein unmögliches Land. Was für das Entstehen nationaler Identität als wichtig gilt, fehlte ihr seit jeher. Es ist schon richtig, vom «Sonderfall der Geschichte» zu sprechen, denn im «Normalfall» braucht es für das Gefühl nationaler Zugehörigkeit ein Minimum an Gemeinsamkeiten. Bis etwa 1800 war die alte Eidgenossenschaft jedoch bloss ein lockeres Geflecht von Länder- und Stadtstaaten, verbündeten Orten und Untertanengebieten, ein komplexes Gebilde aus bilateralen und multilateralen Verträgen und Herrschaftsverhältnissen, das ausser der Tagsatzung keine Institutionen kannte. Es gab keine gemeinsame Sprache, Kultur und Konfession, keine übergeordnete Rechtsordnung und zentrale Machtausübung, ja nicht einmal ein klar abgegrenztes Territorium. Es gab im Grunde nichts, was aus der heterogenen Bevölkerung aus Alemannen, Burgundern und Romanen, aus Katholiken und Reformierten, aus städtischen Patriziern, Flachlandbauern und Berglern ein «Volk» hätte machen können. Und doch hat die Schweiz eine starke nationale Identität entwickelt.

## Halt in der Geschichte

Das Einzige, was die Schweizer gemeinsam hatten, war ihre Geschichte. Gerade die prekären Verhältnisse in der alten Schweiz waren der Grund, weshalb die Heldenlegenden so wichtig waren. Rütlichschwur, Wilhelm Tell, Arnold Winkelried, die mittelalterlichen Schlachten stellten eine Gemeinsamkeit von höchstem emotionalem Wert dar. Auf diese Erinnerung konnte man zurückgreifen, um die zerstrittenen Gruppen immer wieder auszusöhnen. Mit ihren Idolen und Idealen bildete sie ein Glaubenssystem, einen kulturellen Code, der eine Gemeinschaftsidentität herstellen und dem Handeln eine Richtung geben konnte.

Der Kern der Erzählung stammt aus den 1470er Jahren. Der Obwaldner Landschreiber und Habsburg-Gegner Hans Schriber kopierte damals im «Weissen Buch von Sarnen» Urkunden der frühen Eidgenossenschaft. Und er kompo-

nierte – 170 Jahre nach den angeblichen Ereignissen – aus Volksüberlieferungen und Sagenmotiven eine Rahmengeschichte, die die Befreiungstradition begründete und im damaligen Umfeld legitimierte. Um 1570 trug Aegidius Tschudi weitere Urkunden zusammen und schrieb sein «Chronicon Helveticum», die erste zusammenhängende Darstellung der Entstehung der Schweiz. Lücken füllte er oft kreativ, etwa indem er den Rütlichschwur auf den 8. November 1307 legte, «davon die eidtgenosschaft entsprungen und das land Helvetia (jetz Switserland genant) wider in sin uralten stand und frijheit gebracht worden». Damit war das bestimmende Narrativ geschaffen, wonach die Eidgenossenschaft aus einer «Urschweiz» am Vierwaldstättersee durch einen Schwurbund aus Notwehr gegen die Habsburger entstanden sei. Diese Erzählung enthielt bereits – noch ohne den Begriff – das identitätsbildende Kernelement der «Willensnation». Und angelegt ist darin auch schon die Idee, dass der Gotthard mit dem Pass die Keimzelle sei, welche die Schweiz aus sich hervorgetrieben habe. Dieses Geschichtsbild konnten die Eidgenossen immer wieder beschwören und so das prekäre Land stabilisieren. Tell wuchs zur Integrationsfigur und republikanischen Lichtgestalt heran und gerann schliesslich in Friedrich Schillers Schauspiel «Wilhelm Tell» 1804 zum Nationalmythos.

## Der Gotthard schiebt sich ins Bild

Dass aus der legendenhaften Überlieferung eine verbindliche Nationalgeschichte wurde, ist die Leistung der Historiker des 19. und frühen 20. Jahrhunderts. Die Eidgenossenschaft war morsch geworden, hatte ein Intermezzo als französischer Satellitenstaat erlebt, war am Wiener Kongress 1815 als Produkt europäischer Rivalitäten neu etabliert worden und hatte den Sonderbundskrieg zwischen katholischen und reformierten Gebieten erlebt. Der junge Bundesstaat von 1848 war eine fragile Republik, brauchte innere Festigung und nahm die Mythologie begierig auf. Sie konnte integrierend wirken und dem Land eine Herkunft und eine Bestimmung geben, mit der sich alle identifizieren konnten – «nation

building» in den Köpfen war das Gebot der Stunde. Die Historiker sahen sich aufgerufen, dem jungen Staat ein Fundament zu geben. Steine und Kitt dafür fanden sie bei den Vorvätern, die in den Alpen einen einzigartigen Hort der Freiheit geschaffen hätten.

Nun schob sich der Gotthard mächtig ins Bild. Um ihn herum liess sich ein kollektives Weltbild konstruieren. Hier konnten die nationalcharakterlichen Tugenden – Freiheitsliebe, Wehrhaftigkeit, Tüchtigkeit – zur Darstellung gebracht werden. Aus dem Gotthard liess sich die Willensnation ableiten. Und hier war auch der Ort, an dem die Aufgabe der Schweiz in Europa manifest wurde. Dass der strategisch wichtige Gotthardpass der eigentliche Existenzgrund der Schweiz sei, hatte bereits Napoleon 1803 deutlich gemacht, als er den Schweizern die Mediationsakte diktierte: «Eure Neutralität ist heute gesicherter denn je. Frankreich hat den Simplon, Österreich hat Tirol. Ihr seid in Sicherheit zwischen diesen Grossmächten, die sich im Gleichgewicht befinden. Ihr bleibt im Ruhezustand, selbst wenn es zu Schwankungen kommt, weil ihr die Mitte einnehmt zwischen den Balken der Waage.» Aus der Sicht des Geostrategen brauchte es um die Pässe herum eine neutrale Zone. Um der Balance willen müsse die Schweiz garantieren, dass die Pässe den Grossmächten zugänglich, aber in gleicher Weise entzogen bleiben. Die selbe Logik spielte auch am Wiener Kongress 1815, als die Grossmächte Europa neu ordneten: Im Interesse aller soll die Schweiz bestehen bleiben, als unabhängiger und neutraler Pufferstaat um die Alpenpässe.

Der vaterländische Berg stand in den ersten Jahrzehnten des Bundesstaates im Brennpunkt der Aufmerksamkeit. 1860 ging es um den militärisch wichtigen Bau der Alpenstrassen, 1882 wurde die Gotthardbahn als Europa verbindendes Jahrhundertwerk in Szene gesetzt, dann drängte sich die militärische Befestigung auf. Die Schweiz erschien als grosse Kreuzung der Transit- und Heerstrassen. Und mit der Zeit formte sich eine Charakterisierung, die um 1900 im Begriff «Passstaat» oder «Gotthardstaat» ihren prägnantesten Ausdruck fand. Mosaikstein um Mosaikstein wurde zum Bild gefügt. Die Verdrängung der Habsburger, die Eroberungen im Norden und Süden, die Expansion nach Osten und Westen – alles diente scheinbar dazu, die Kontrolle über den Passweg zu erlangen und die Sattelposition zu sichern. Als dieses Bild vor Augen stand, hatte es eine so zwingende Logik, dass es sich verselbständigte und praktisch bis heute die Wahrnehmung dominiert. Das mythische Bild vom Ursprung am Gotthard, wie es Schiller dichterisch vorgeformt hatte, fügte sich so im Historismus des 19. Jahrhunderts unter der Perspektive «Passstaat» als aktengestütztes, scheinbar

objektives Geschichtsbild zusammen, fixierte sich um 1900 im Fachdiskurs und gewann unter dem Eindruck des Ersten Weltkriegs durchdringende Verbreitung. Die Gotthard-Passage war zwar vom Mittelalter bis in die Neuzeit gemessen am Gütervolumen nie bedeutend und auch nie eine internationale Transitachse. Aber der Gotthard hatte sich inzwischen in den grossen europäischen Kriegen als strategisch wichtig erwiesen und war mit der Gotthardbahn tatsächlich zum Pass der Pässe aufgerückt.

Man kann den Historikern des 19. und des frühen 20. Jahrhunderts nicht vorhalten, absichtlich Geschichtsmythisierung betrieben zu haben. Aber der unbewusste Drang zum Mythos ist augenfällig. Um den Vergangenheitsbedarf des jungen Staates zu decken, wollten sie in scharfsinnigen Abhandlungen die Existenz von Wilhelm Tell beweisen. 1891 wurde der Bundesbrief nach kurzer Debatte zur «Gründungsakte» der Eidgenossenschaft erhoben und der 1. August 1291 als «Gründungsdatum» ins Zentrum des patriotischen Kultes gestellt. Aus dem Wunsch, die Grundlagen aufzuzeigen, stellten die Historiker auch am Gotthard ihre Ferngläser so ein, dass ihnen aus der Frühgeschichte das scharf entgegnetrat, was der aktuellen Wahrnehmung entsprach. In der Hand der Eidgenossen sei der Gotthardweg zur grossen Lötstufe geworden, die das Land zusammengeschweisst habe. Gleiches tue nun die Gotthardbahn. Damit erschien der Bundesstaat als bruchlose Fortführung dessen, was die Schweiz angeblich immer war: die uralte Willensnation, die die Pässe hütet und ihre Freiheit verteidigt. So konstruierte sich der Bundesstaat in einer Art Rückprojektion die eigene Geschichte mit dem Gotthard als Ursprung und Kern. Die Schweiz wurde im 19. Jahrhundert am Gotthard neu erfunden.

### Hüterin der Pässe

Für die frühe Geschichte ist die Charakterisierung als Passstaat sicher überzeichnet. Aber seit dem Bau der Gotthardbahn 1882 trifft sie zu. Nichts prägte die Schweiz, ihre Rolle in Europa und ihr Selbstbild mehr, als diese Bahnverbindung. Kein anderes Bauwerk veränderte das Land jemals tiefgreifender und nachhaltiger – aussenpolitisch, wirtschaftlich, innenpolitisch, mental. Die junge Republik hatte auf Augenhöhe mit König- und Kaiserreichen um die Finanzierung verhandelt, sich Respekt und einen wichtigen Platz im Staatengefüge verschafft. Mehr denn je lag es nun im Interesse Europas, dass die Achse in den Händen des neutralen Kleinstaates blieb. Die erste wintersichere Passage durch die Alpen öffnete das Land dem Weltverkehr, machte aus der Sackgasse eine Drehscheibe. Mit Tempo und Tonnage gab die Gotthardbahn

«Die Gotthardbahn war die wichtigste Lokomotive im Prozess des <nation building>. In ihr materialisierte sich physisch und psychisch die Identität der modernen Schweiz.»

den Schub, dank dem sich der Agrarstaat zum modernen, weltweit vernetzten Industrie-, Wissenschafts- und Finanzplatz wandelte. Im Innern brachte der «Kulturpflug der neuen Zeit» Fortschritt und technische Fertigkeiten in alle Winkel, der Liberalismus setzte sich durch, der Zentralstaat erstarkte und das Finanzdebakel beim Tunnelbau ebnete auch der Verstaatlichung der Bahnen den Weg. Die Bahn, die Post und die Armee machten den Staat überall erfahrbar, kitteten die Landesteile zusammen, förderten die Identifikation und beflügelten den Nationalstolz. Die Gotthardbahn war die wichtigste Lokomotive im Prozess des «nation building». In ihr materialisierte sich physisch und psychisch die Identität der modernen Schweiz.

Der Status als fortschrittlicher, unabhängiger, neutraler Passstaat prägte seither die Selbstwahrnehmung und das Rollenverständnis der Schweiz und bestimmte immer wieder auch die politischen Strategien. So stemmte der Bundesrat angesichts der Bedrohung durch Hitler-Deutschland den Gotthard 1938 zum Symbolfelsen hoch, bei dem das Volk sich sammeln sollte. Er verkörpere «Sinn und Sendung» der Schweiz, die als «Hüterin der Pässe» ausersehen sei, unbesehen von Rasse und Sprache einen Hort der Freiheit und Humanität zu bewahren. Auch General Guisan bezeichnete die Pässe als «die uns anvertrauten Pfänder, die wir schützen und niemals aus der Hand geben». In höchster Not zog sich die Schweiz auf ihre Uraufgabe zurück: die Wacht am Gotthard. Und weil der Rückzug ins Alpenréduit in voller Deckung mit den konstitutiven Elementen des Nationalbewusstseins war, richtete die Bevölkerung tatsächlich am Gotthard ihren Widerstandswillen auf.

### Mission in Europas Mitte

Die Selbstcharakterisierung des Landes als Passstaat hat sich tief ins kollektive Bewusstsein und in den nationalen Gefühlshaushalt eingeschrieben. Generationen von Menschen haben sich am Gotthard abgemüht, als müsse sich die Schweiz immer wieder an diesem Gebirge bewähren. Mit jedem Verkehrsbauwerk von der Fahrstrasse über die Gotthardbahn bis zum Strassentunnel verfestigte sich diese Idee zum historischen Auftrag, der sich gewissermassen naturgegeben aus den Bedingungen des Territoriums ergibt. Überwinde die Alpen, bewahre den Gotthard – wenn dies die identitätsstiftende Mission der Schweiz ist, kommt dem Gotthard-Basistunnel eine besondere Bedeutung zu. Wie mit den früheren Jahrhundertwerken macht die Schweiz den Gotthard im Interesse Europas nun durchlässig für den Austausch im 21. Jahrhundert. So gesehen ist der neue Basistunnel, der am

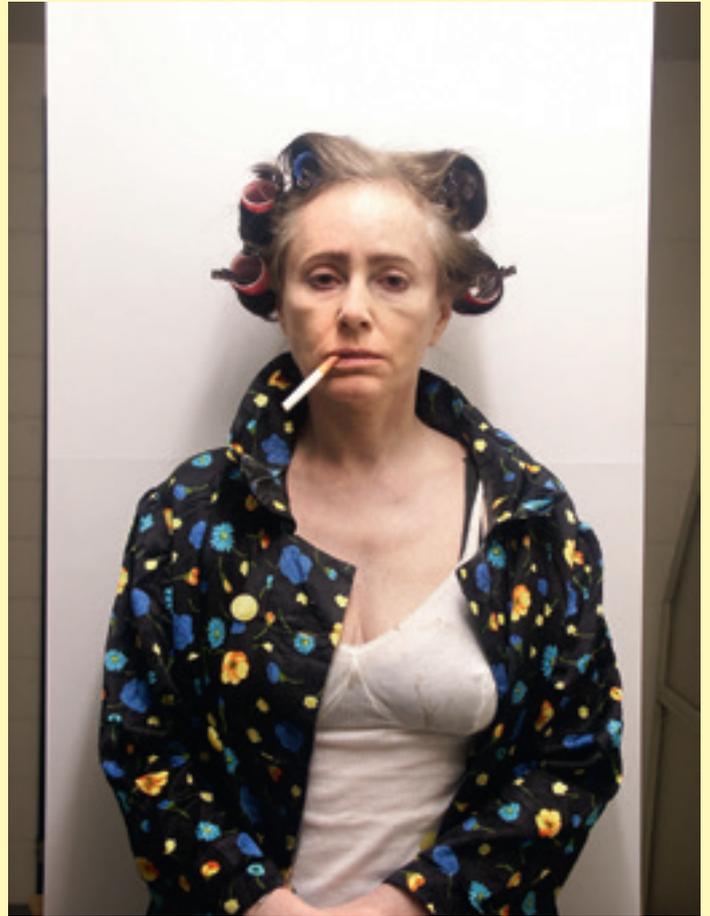
1. Juni 2016 feierlich eröffnet wird, die Aktualisierung der alten Mission – und zugleich ihre Vollendung. Indem der Tunnel ohne Steigung in fast gerader Linie unten durchführt, bedeutet er nicht weniger als – die Eliminierung der Alpen für den Transit und die Voraussetzung für den Schutz der Alpen vor dem Lastwagenverkehr. Der Gotthard ist damit einmal mehr der Prüfstein der Politik und der geheime Referenzpunkt der nationalen Identität, an dem wir uns als Land immer wieder von Neuem vergewissern, woher wir kommen, wer wir sind und wohin wir sollen. Mit dem Basistunnel erfüllt die Schweiz ihre ureigene Bestimmung als Treuhänderin und Hüterin des Gotthards noch einmal – und verwirklicht sich selbst. ●

---

**Dr. Helmut Stalder** (\*1967) ist Journalist, Buchautor und heute für die Neue Zürcher Zeitung tätig. Seit Jahren befasst er sich mit politischen Mythen, ihrer Konstruktion und ihren Wirkungen. Mit dem Buch «Gotthard. Der Pass und sein Mythos» legt er nun das umfassende Porträt des wichtigsten europäischen Alpenübergangs vor.

Helmut Stalder: Gotthard. Der Pass und sein Mythos. Orell Füssli Verlag 2016. Gebunden, 296 Seiten, 43 Abbildungen, 54.– Franken. Im Buchhandel ab 22. April 2016.





1

2

*«Rimini, ein Sommer in den siebziger Jahren.  
Eine junge Frau, ein Schönheitswettbewerb im Strandhotel.  
Der Duft von Glück und ein bisschen Glanz.  
Denn sie wird Miss Rimini.  
Wer ist sie heute?»<sup>1</sup>*

## WIE DAS LEBEN SO SPIELT

Nach der Wahl zur Miss Rimini in den 70er Jahren schien der jungen Frau die Welt zu Füßen zu liegen und das Krönchen wirkte wie ein Versprechen für Ruhm und Erfolg. Doch, wer ist sie heute? Rund fünfzig Mal schlüpfte Manon in der Serie «MISS RIMINI» in die Rolle der ehemaligen Schönheitskönigin von Rimini und spekuliert, wie das Leben der ehemaligen Miss hätte weitergehen können.

Laut Manon ist die Selbstpräsentation eine Sprache, ein Code, der mehr oder weniger gut beherrscht wird: «Die Pose, die Mimik, die Gestik, die Kleidung, ja sogar die Haarfarbe: All das hat Signalcharakter, ist Standortbestimmung und spiegelt auch das Weltbild des Senders wider.»<sup>2</sup> Manon nimmt in dieser Porträtserie

das Spiel mit der Kamera auf und blickt, je nach verkörperter Rolle, dem Betrachter mal herausfordernd, mal gleichgültig, mal glücklich oder mal müde entgegen.

Der Körper von Manon wird in der Serie «MISS RIMINI» zur Projektionsfläche. Einerseits für die von ihr verkörperten Identitäten, andererseits für die Gedanken der Betrachter, die ein auf eigenen Erfahrungen basiertes Frauenbild auf die durchdeklinierten Biografien projizieren. So entsteht in jedem Betrachter eine eigene Geschichte, wenn Manon zur verwehrlosten Desillusionierten, zur kämpferischen Sportlerin, zur gebrochene Kranken, zur entrückten Musikerin oder zur über-schminkten Diva wird.

Seit den 70er Jahren setzt sich **Manon** (\*1946) in Performances, Foto-Serien und Installationen mit dem Thema Identität und Selbstdarstellung auseinander. Manon gehört zu den erfolgreichsten Performance-Künstlerinnen der Schweiz. 2008 wurde sie vom Bundesamt für Kultur mit dem Prix Meret Oppenheim ausgezeichnet.



3

1 – 3 Manon, Ohne Titel (Aus der Serie *Einst war sie MISS RIMINI*), 2002/03. C-Prints, 83 × 63 cm.  
Sammlung Vögele Kultur Zentrum.

<sup>1</sup> Vorwort von Manon zur Serie «Einst war sie MISS RIMINI» im gleichnamigen Katalog, Zürich 2005.

<sup>2</sup> Dankesrede von Manon, Grosser Kulturpreis der St. Gallischen Kulturstiftung, St. Gallen 2013,  
zit. nach [www.manon.ch/presse](http://www.manon.ch/presse)

# So ein Theater! Vom **Zauber**, jemand anderen zu spielen.

Lorenz Keiser schlüpft mit jeder neuen Rolle auch in eine andere Identität. Im Gespräch erzählt er, warum man sich entscheiden muss, was der Rollenwechsel jeweils mit ihm macht und mit wem er gerne vierundzwanzig Stunden sein Leben tauschen würde.

Interview: Anina Rether

---

Herr Keiser, Sie sind Kabarettist, Schauspieler, Regisseur – wo steckt am meisten von Ihnen selbst drin?

In dem, was ich schreibe und danach auf der Bühne spiele. Da bin ich absolut frei, sowohl inhaltlich und thematisch wie auch bei der Gestaltung der Rolle. Das Verückte dabei ist: Die Leute denken tatsächlich, ich spiele mich selbst. Als ich in meinem letzten Programm Chäs und Brot & Rock 'n' Roll behauptet habe, dass ich schon immer lieber Musiker als Kabarettist geworden wäre, haben das alle sofort für bare Münze genommen. Eine Zeitung titelte sogar: Endlich erfüllt er sich seinen Traum. Dabei gehörte das zur Bühnenrolle! Die Leute glauben gerne alles eins zu eins, selbst dick aufgetragene Ironie. Darüber staune ich immer wieder.

So können Sie sich als Privatperson aber gut hinter der Rolle verstecken.

Wann ich meine private Meinung sage und wann ich als Bühnenrolle spreche, weiss tatsächlich niemand ausser mir. Teilweise fließt das auch direkt ineinander. Wichtig ist mir dabei, dass ich zu allen Aussagen stehen kann, sonst geht die Glaubwürdigkeit verloren.

Als Sohn von Cesar Keiser und Margrit Läubli sind Sie ja quasi als Kabarettist geboren. Was macht uns zu dem, was wir sind?

Wenn ich das wüsste! Natürlich haben mich meine Eltern sehr geprägt. Und obwohl ich als junger Mensch ganz andere Pläne hatte und erst Lehrer, dann Journalist wurde: Es kam der Punkt, an dem kein Weg an einem eigenen Kabarett-Programm vorbeiführte. Wie viel entscheidet man in seinem Leben selbst, wie viel passiert einfach, wie häufig nimmt man den einfacheren Weg? Diese Frage stelle ich mir in letzter Zeit häufiger – dahintergekommen bin ich noch nicht.

Um es mit den Worten des niederländischen Autors Cees Nooteboom zu sagen: Ich hatte tausend Leben und nahm nur eines.

Wir haben tatsächlich unzählige Möglichkeiten – die Krux ist, man muss sich entscheiden. Auch mein Leben hätte ganz anders verlaufen können. Doch der Erfolg hat mir den Weg vorgezeigt, da stellt man sich nicht die Frage, ob das die richtige Wahl war. Nun fällt es mir aber in letzter Zeit schwerer, ein neues Programm zu schreiben. Immer wieder denke ich, das habe ich doch schon gemacht. Was mich zur Frage führt: Könnte ich denn jetzt noch etwas anderes machen?

Und?

Ich kann mir gut vorstellen, Regie zu führen. Etwas zu formen, aber den kreativen Teil nicht selbst liefern zu müssen. Es könnte auch soweit kommen, dass ich einen Roman schreibe. Ein freies, weites Feld, das ich noch nicht beackert habe. Und auf dem keine hundert eingeschlagenen Pflöcke um mich rum stehen, die meinen Spielraum abstecken.

Seit 27 Jahren stehen Sie auf der Bühne, diese Rolle haben Sie verinnerlicht. Wann legen Sie sie zur Seite?

Ich ziehe das «Kleid» der Bühnenperson an, wenn ich auftrete, und zwei Stunden später wieder aus. Weder habe ich den Drang, dauernd auf der Bühne zu stehen, damit ich mich spüre, noch bin ich ständig am Denken oder Schreiben. Natürlich sehe ich die Komik in Alltagssituationen, aber die kann ich dann auch einfach mal privat lustig finden.

Wenn Sie die Bühnenrolle ablegen, wer kommt dann zum Vorschein?

Eine wesentlich weichere Person. Privat bin ich etwas menschenscheu, eher faul und ich habe keine aggressive Seite.

**Der Schauspieler Klaus Maria Brandauer sagte einmal: Der künstlerische Beruf ist eine lange Reise zu sich selbst – geht es Ihnen ähnlich?**

Ich würde sagen, es ist ein unermüdlicher Versuch, sich selbst auszudrücken. Das, was mich umgibt, zu verstehen, umzuformen und den Leuten zu zeigen. Der Antrieb kommt aus der inneren Neugierde.

**Einige Ihrer Berufskollegen werden bitter oder laufen mit erhobenem Zeigefinger durch die Welt. Wie weit drängt sich die Bühnenrolle Ihrer eigenen Person auf?**

Die Gefahr einer Rückkoppelung ist real. Wenn man in der Bühnenrolle etwas x-mal macht oder sagt, bleibt in der Privatperson etwas hängen. Deshalb achte ich bereits beim Schreiben sehr darauf, dass weder zu viel Ärger noch Bitterkeit oder gar Belehrung reinrutscht. In erster Linie, weil ich das dem Publikum nicht zumuten möchte. Doch am Ende schütze ich mich dadurch auch selbst.

**Wenn man in eine andere Haut schlüpft übernimmt man nicht nur eine andere Rolle – man legt dabei auch die eigene Person ab.**

Das ist ein interessantes Phänomen. Ob psychische oder physische Probleme, nach fünf Minuten auf der Bühne sind sie weg – wenigstens für die Zeit des Auftritts. Selbst ein Fieber verschwindet. Das liegt wohl daran, dass ich meine Befindlichkeit zusammen mit der Lebensrolle hinter der Bühne ablege. Mediziner würden das vielleicht mit Adrenalin oder Ähnlichem begründen. Der Psychologe wohl damit, dass die Rolle auf der Bühne ja nicht krank ist.

**Das genaue Beobachten Ihrer Mitmenschen ist wesentlich, um sie später aufs Korn nehmen zu können. Wie gut kennen Sie sich selbst?**

Mich selbst reflektiere ich ungern und war deshalb auch noch nie beim Psychologen, obwohl es bestimmt interessant wäre. Ehrlich gesagt, habe ich etwas Angst davor, in mich hineinzusehen. Erstens weiss man ja nie, was man da so findet... (lacht). Aber hauptsächlich darum, weil ich bei Vielem gar nicht wissen will, wie und warum ich so funktioniere. Es könnte ja sein, dass dabei der ganze Zauber verloren geht...

**Wenn Sie für einen Tag eine andere Person sein könnten, wen würden Sie wählen?**

Einen Herzchirurgen, um den verborgenen Mechanismen im Körper auf die Spur zu kommen. Und Stephen Hawking. Damit ich endlich weiss, wie es sich anfühlt, wenn man die unbegreifliche Komplexität der Astrophysik versteht. Ich scheitere bereits an der Mathematik.

**Würden Sie gerne einmal buchstäblich aus der Rolle fallen?**

Extrem gerne! Es kommt vor, dass sich jemand danebenbenimmt und ich Lust hätte, die Situation mit einer absurd überspitzten Komik auszuhebeln. Aber zur Erleichterung meines Umfelds mache ich es nie, weil ich nicht zulasse, dass sich meine Bühnenrolle in mein Privatleben reindrängt. Diese Momente sind fürs Theater reserviert. ●

---

**Lorenz Keiser** (\*1960) genoss während des Interviews die Aussicht vom Restaurant Waid über seine Heimatstadt Zürich und kalauerte: «Schön hier, und gar nicht waid weg.» Seit 1998 brachte der mehrfach preisgekrönte Kabarettist neun Soloprogramme auf die Bühne, schrieb eine Kolumne im Tages-Anzeiger und führte mit der Kinokomödie «Länger Leben» erstmals auch Regie. Zurzeit arbeitet Lorenz Keiser an seinem 10. Programm, das im Herbst auf die Bühne kommt.

**Anina Rether** (\*1969) ist freie Journalistin. Die ausgebildete Musikerin schreibt seit 17 Jahren über Kultur, Reisen und Gesellschaft.



«Lerne, was du  
bist, und sei es.»

**PINDAR** (522 – 446 v. Chr.). Der griechische Dichter ist bekannt für seine Gesamtkunstwerke. Er schrieb unter anderem Oden auf die Sieger der Olympischen Spiele, vertonte seine Texte, überlegte sich eine Choreografie und führte sein Stück häufig selbst auf.

# Mein geheimer Vater

**Sie wächst mit dem Gefühl auf, sich selbst fremd zu sein. Bis die Mutter ihr ein Geständnis macht. Eine Geschichte über die Lüge, die eine Familie seit Jahrzehnten im Griff hat – und den Versuch der Tochter, sich endlich selbst zu finden.**

Luce Gareti

---

Meine Mutter fährt, ich sitze hinten. Das ist ein bisschen seltsam, denn der Beifahrerplatz ist frei. Aber meine Mutter fand, es sei besser so, und vielleicht passt es auch gut zu diesem Tag, dass ich hinten sitze, als wäre ich noch ein Kind und nicht 26.

Der Wagen rollt auf den Parkplatz einer Autobahnraststätte. «Schnell, runter!», ruft meine Mutter. «Versteck dich! Er ist immer viel früher da.» Ich verstehe nicht ganz, was das soll, aber was verstehe ich schon.

Ich kauere auf dem Rücksitz, Kopf nach unten. Unser Wagen stoppt. «Bleib so!», befiehlt meine Mutter. «Ich geh ihm entgegen.» Die Autotür fällt zu, ich bin mit meinem Herzklopfen allein. Nach einer Weile: Schritte. Dann die Stimme meiner Mutter: «Okay, du kannst rauskommen.» Ich setze mich auf, nehme die Sonnenbrille ab, steige aus und stehe vor einem Mann, dem ich noch nie begegnet bin.

Es ist, als würde ich in einen Spiegel schauen. Der Mann sieht aus wie eine männliche, ältere Ausgabe meiner selbst: die leicht schräg stehenden blauen Augen, die hohen Wangenknochen, die gerade Nase, die langen Beine und der im Verhältnis dazu sagenhaft kurze Oberkörper.

Zeitgleich schiessen uns beiden die Tränen in die Augen, wir fallen uns in die Arme, ohne dass wir etwas dagegen tun können, als würden wir uns schon eine Ewigkeit kennen. Ich höre meine Mutter zu dem Mann sagen: «Ich habe dir jemanden mitgebracht.»

Der fremde Mann ist mein leiblicher Vater. Erst seit ein paar Tagen weiss ich, dass es ihn gibt. Er weiss schon immer von mir, aber gesehen hat er mich noch nie.

Gerne würde ich dieses erste Treffen, das inzwischen zehn Jahre her ist, in meiner Erinnerung mit einem anderen Ort verbinden. Was weiss ich überhaupt von meinen Eltern? Von meinem Vater: so gut wie nichts. Von meiner Mutter, der ich mich so nahe glaubte: viel weniger, als ich immer gedacht hatte.

Manche Psychologen sagen, wem das Wissen um seine Herkunft fehlt, dem fehlt auch ein Teil seiner Zukunft.

Keine Ahnung zu haben, wer der Vater sei oder wer die Mutter, könne ein Trauma bedeuten. Adoptivkinder, Samenspenderkinder, Babyklappenkinder, Findelkinder, auf sich allein gestellte Flüchtlingskinder – sie alle, heisst es, täten sich schwer damit, Urvertrauen aufzubauen.

Mit Kuckuckskindern, sagen die Experten, sei es ähnlich. Sie sind aufgewachsen in dem Glauben, zu wissen, woher sie kommen – und haben vielleicht schon immer gespürt, dass irgendetwas nicht stimmt. Wenn sie dann den Grund dieser Ahnung erfahren, werden sie erschüttert von der Wahrheit und stürzen in ein Gefühlschaos. Es ist, als würde man von einer Identität zur anderen wechseln, wie ein Schauspieler, der eine neue Rolle übernimmt und dafür erst den Text lernen, eine Körperhaltung einstudieren, sich eine bestimmte Mimik antrainieren muss.

«Kuckuckskind», das ist ein niedliches Wort. Eigentlich ist es zu süss für das Phänomen, das es beschreibt. Viele Menschen, die erfahren, dass sie ein Kuckuckskind sind, stellen ihr gesamtes Leben infrage – und wissen nicht, wie es weitergehen soll. Manche sind verwirrt, andere wütend, wieder andere wollen verdrängen. Und viele beginnen, ihre eigene Geschichte zu erforschen. Sie wollen die Lücke in ihrer Biografie schliessen. Damit fing ich an jenem Tag auf der Autobahnraststätte gerade erst an.

Das Geheimnis meiner Mutter war ans Tageslicht gekommen, als ich in Tränen aufgelöst war wegen meiner eigenen missratenen Liebesbeziehung. Sie nahm mich in den Arm und liess sich, wohl um mich zu beruhigen und um mir Kraft zu geben, zu diesem Satz hinreissen: «Ich muss dir auch etwas sagen.»

Mein Vater sei nicht der, den ich kannte. «Dein Vater heisst Paul von Brandenburg.» Sie erzählte mir, dass ich ihm wie aus dem Gesicht geschnitten sei. Augenblicklich breitete sich – das wird die Experten vielleicht wundern – eine Glückswoge in mir aus, die ich nicht einordnen konnte. Gleichzeitig – das wird sie bestätigen – fühlte ich mich haltlos, in einem unangenehmen Schwebезustand, als sässe ich in einem Kettenkarussell, das sich immer schneller dreht. Mir war schwindelig, und ich musste lachen zwischen meinen Tränen.

In dem Moment, in dem ich den Satz «Dein Vater heisst Paul von Brandenburg» begriff, glaubte ich, endlich mein ganzes Leben zu begreifen. Auf einmal schien alles logisch. Warum ich nie mit dem Mann zurechtgekommen war, den ich für meinen leiblichen Vater gehalten hatte. Warum meine Schwester mir so wenig ähnlich sah. Warum ich tief in mir drin immer ein Gefühl der Unwahrheit gespürt hatte. Warum ich, seitdem ich denken kann, so uneins mit mir selbst war.

Nun also wusste ich, was mir so lange vorenthalten worden war: Ich war aus einer Affäre entstanden, die meine Mutter mit einem Kapitän gehabt hatte. Und meine Schwester, ein Jahr nach mir geboren, war in den Augen meiner Mutter ein Wiedergutmachungskind – in die Welt gesetzt, um die Sache zu bereinigen. Der Mann, mit dem meine Mutter einmal verheiratet gewesen war und den ich als meinen Vater kennengelernt hatte, wusste von alledem nichts. Jedenfalls hatte er nie etwas gesagt.

Stundenlang lagen meine Mutter und ich uns nach ihrem Geständnis in den Armen. Ein paar Tage später zog sie unter dem Stapel von Kaschmirpullovern in ihrem Kleiderschrank einen grossen braunen Umschlag hervor, auf dem mein Name stand: «Für Luce, nach meinem Tod zu öffnen.» Darin befanden sich Fotos und Briefe, die mein Vater an meine Mutter geschrieben hatte, über Jahre hinweg, postlagernd. Meine Mutter hatte den Umschlag für mich vorbereitet, erklärende Worte hatte sie nicht hinzugefügt. Ich begann zu lesen. In den Briefen meines Vaters war nicht die Rede von mir. Einmal schickte er einen Gruss an «die Kinder», womit meine Schwester und ich gemeint waren.

Als meine Mutter den Umschlag aus der Hand gab, schien sie froh zu sein, dass sie das Beweismittel los war. Später mietete ich für den Umschlag ein Schliessfach bei der Bank, ich habe es immer noch. Dort, wo andere Millionen gelagert haben, liegt ein Teil meines Ichs.

Das Treffen auf dem Parkplatz endete mit zwei Vereinbarungen. Erstens: Das Geheimnis würde unter uns dreien bleiben. Denn mein Vater hatte eine Ehefrau und mit ihr drei gemeinsame Kinder. Und zweitens: Wir würden uns bald wiedersehen.

Jetzt wollte ich wissen, wer dieser andere Mann – mein Vater – war. Ich glaubte, nur dann könnte ich auch wissen, wer ich selbst wirklich bin.

Ein paar Monate später: Meine Mutter hatte mir zum bestandenen Philosophie-Examen eine Reise an die Nordsee geschenkt, und mein Vater kam dazu. Als ich ihn wiedersah, erfasste mich eine Euphorie, die ich nun schon kannte, und ich bemerkte, dass es meiner Mutter ähnlich ging. Nach einer Weile legte sich ihre Aufregung, und sie verkündete, es sei nun an der Zeit, einen Gentest machen zu lassen. Das sei, gab sie zu, bei genauer Betrachtung nicht nötig, dennoch müsse mein Vater das verstehen: Wenn man mit 26 Jahren erfahre, wer der wahre Vater sei, insbesondere wenn man schon zwei andere Vater-

figuren gehabt habe, dann schlittere man geradewegs in eine Identitätskrise und frage sich doch, was man überhaupt noch glauben könne. Da müsse man dann schwarz auf weiss haben, dass es sich diesmal um den echten Vater handele.

Nachdem uns Blut abgenommen worden war, gingen wir noch lange am Strand spazieren, wärmten uns bei heisser Schokolade auf und sprachen über das Leben, das hinter uns lag. Mein Vater erzählte von der Adelsfamilie, aus der er stammte. Und ich erzählte ihm von meiner Kindheit, meiner ersten Liebe, meinen Plänen für die Zukunft.

Zum ersten Mal sagte mein Vater jene Sätze zu mir, die er seitdem unzählige Male wiederholt hat: «Schön, dass du so ein fröhlicher Mensch bist! Bleib so, bewahr dir das!» Meine Mutter erklärte, es sei jetzt an meinem Vater und mir, unsere weitere Beziehung zu gestalten. Gerne sei sie hin und wieder dabei, mehr aber nicht. Beide, sehr einmütig, fanden, es sei nun alles geregelt. Es bleibe dabei: Zu niemandem ein Wort.

Ich hätte wütend sein können, denke ich mir heute. Stattdessen fühlte ich mich auserwählt, eingeweiht, stolz. Was meine Eltern von mir verlangten, schien mir absolut logisch. Nie wäre ich auf die Idee gekommen, ihre Forderung infrage zu stellen.

Bloss: Es funktionierte nicht.

Ich fuhr nach Hause zu meinem Freund Philipp. Dort fragte ich mich: Wie will ich mit ihm zusammenbleiben, wenn ich Geheimnisse vor ihm habe? Andererseits: Meine Eltern hatten 26 Jahre lang geschwiegen. Ich stand vor der Frage, welches Vertrauen ich brechen wollte – das zu meinen Eltern oder das zu meinem Freund, mit dem ich bald zusammenziehen wollte.

Ich beschloss, Philipp nichts zu sagen. Und tat es ein paar Tage später doch.

Trotzdem fühlte sich alles noch immer falsch an. Das Versprechen, das ich gegeben hatte, war ein Gefängnis. Die Lüge, fast drei Jahrzehnte zuvor in die Welt gesetzt, pflanzte sich fort, und sie wurde immer grösser.

Meine Mutter war immer anders als andere Mütter gewesen, ich war ihr viel näher, als meine Freundinnen ihren Müttern waren. Sie war immer für uns Kinder da, sie war unsere Vertraute, unsere Versorgerin, unser Vorbild. Eine rasante Autofahrerin, eine Lebenskünstlerin, die, so glaubten wir Töchter, durch die Kraft ihrer Gedanken, zum Beispiel, einen Eiswagen anhalten konnte. Trotz all der Energie, die meine Mutter versprühte, hatte ich immer eine innere Traurigkeit an ihr wahrgenommen, die ich mir nicht erklären konnte. Ständig hatte ich das Gefühl, ich müsste etwas tun, um sie zum Lachen zu bringen, ich dachte, ich müsste irgendetwas wiedergutmachen. Nun ahnte ich, was es war.

Musste meine Mutter nicht jedes Mal, wenn sie mich sah, daran denken, dass der Mann, den sie liebte, nicht zu ihr stehen wollte?

Seitdem ich mich Philipp offenbart hatte, wurde die Angst mein ständiger Begleiter: die Angst, meine Mutter könnte Philipp etwas anmerken oder wir könnten uns verplappern. Ich hatte das Gefühl, an einem Scheideweg zu stehen: Wollte ich mich dem Willen meiner Mutter beugen und in das grosse Schweigen einwilligen? Oder meinen Weg von nun an ohne sie gehen?

Auch meinem Vater gegenüber war ich unaussprechlich wütend. Es gelang mir nicht, das Bild dieses abwesenden Vaters mit dem Bild jenes Mannes zusammenzubringen, den ich auf der Autobahnraststätte kennengelernt hatte: Des Mannes, dem die Tränen aus den Augen geschossen waren, seitlich, wie bei mir, weil unsere Tränenkanäle zu eng sind. Des Mannes, der meine Mutter mit liebenden Augen anschaute.

Philipp schlug vor, ich solle eine Wunschliste aufsetzen: «Was willst du, egal wie unrealistisch es ist?»

Ich schrieb: Ich wünsche mir, dass mein Vater mich auf die Güter seiner Familie in Ostdeutschland mitnimmt.

Ich wünsche mir, dass er mir seine Familiengeschichte erzählt.

Ich wünsche mir einen Siegelring mit dem Wappen seiner Familie.

Ich wünsche mir seinen Namen.

Kurze Zeit nachdem ich meinen Vater kennengelernt hatte, sass ich im Behandlungszimmer eines Arztes. Er fragte mich nach Erkrankungen in meiner Familie. «Hm, also mein Vater, nein, kein Krebs, kein Zucker», antwortete ich und bemerkte zu spät, dass ich von dem Mann redete, den ich «Papa» nannte, dem Vater meiner Schwester, dessen Gene ich aber nicht in mir trug. «O ja, ähm», korrigierte ich mich, «mein leiblicher Vater hatte Prostatakrebs.»

Immerhin weiss ich von der Krankheit, dachte ich mir erleichtert.

«Und wie sieht es mit Zucker aus?», fragte der Arzt in meine Überlegungen hinein.

«Zucker?»

«Ja, Ihre Eltern oder Grosseltern ...»

«Nein, niemand», antwortete ich automatisch und stammelte dann: «Meine, äh, eine Grossmutter, väterlicherseits, ich glaube, hm, doch, die hatte Zucker.»

Als ich die Tür der Arztpraxis hinter mir zuzog, wurde mir klar, dass ich nicht weitermachen konnte wie bisher. Heimlichkeit war keine Lösung. Wenn es für meine physische Gesundheit wichtig war, die Wahrheit zu kennen und sie auszusprechen, dann konnte es für die mentale Gesundheit doch nicht anders sein. Ich begann mich zu fragen, welche Rolle die Gene eines Menschen spielen. Was vorgegeben ist und worüber er wirklich selbst bestimmt. Die Anfälligkeit für bestimmte Krankheiten – woher hatte ich das? Mein Charakter, meine Gefühle, meine Gedanken – was kam von mir, was kam von dem, was ich erlebt hatte, was hatte ich von meinem Vater geerbt? Und warum durfte ich nicht danach fragen?

Da ich meinen Vater nicht anrufen konnte, beschloss ich, ihm zu schreiben. Ich wusste, dass seine Frau die Post holte, ich wusste, dass er oft auf Reisen war. Ich nahm in Kauf, dass alles aufflog.

Ich schrieb mir alles von der Seele. Warum er meine Mutter allein gelassen habe? Ob er denn gar keine Gefühle habe? Und kein schlechtes Gewissen?

Mein Vater war sauer, aber meine Sehnsucht, etwas über meine Herkunft zu wissen, konnte er offenbar doch nachvollziehen. Er schickte mir ein gezeichnetes Wappen seiner Familie. Ich liess mir einen Siegelring anfertigen. Ausserdem bekam ich einen Packen Kopien: die Geschichte der Familie von Brandenburg. Preussischer Uradel, ausufernde Stammbäume. Hunderte Jahre, und ich gehöre dazu.

Das Gefühl, sichtbar in der Geschichte verankert zu sein, zu einer Gemeinschaft dazuzugehören, schien mir verlockend.

Ich war glücklich über jeden Einblick in sein Leben, den er mir gewährte. Anekdoten, Lustiges, Berührendes, Historisches, alles ging ineinander über: Geschichten über preussische Familienzweige, französische Verwandte, eine Fabrik, die den von Brandenbergs zeitweise gehörte. Ich warf die Namen und die Jahrhunderte durcheinander, er ordnete sanft und geduldig neu. Ich sog alles auf, versuchte, es zu behalten.

Doch ich verstand auch, dass man in wenigen Tagen kein halbes Leben nachholen kann. Er hatte mich nie getröstet, mir nichts beigebracht. Wir hatten nicht diskutiert, nicht gestritten. Er hatte nie zugehört, wie ich Gitarre spielte. Genauer: Er hatte mich nicht Gitarre spielen gesehen. Stattdessen hatte er eine Kassette im Auto, auf der er mich die Suite española üben hörte. Eine Kassette, die meine Mutter heimlich aufgenommen hatte, als ich 14 Jahre alt war.

Papa sollte ich ihn trotzdem niemals nennen, sondern bitte Paul. Das treffe es eher, er sei viel lieber eine Art Freund, ein väterlicher Freund vielleicht, aber kein Vater.

Ich begann, über Kuckuckskinder zu lesen. Ich scannte Menschen, die ich kannte, und fragte mich, wer wohl noch ein Kuckuckskind war. Und ich begann, meine eigene Familie zu erforschen. Auf einmal fühlte ich mich von Kuckuckskindern umzingelt. Der Bruder meiner Mutter war ein Kuckuckskind. Der Mann, den ich lange für meinen Vater gehalten hatte, hatte vor der Beziehung zu meiner Mutter mit einer anderen Frau ein Kuckuckskind gezeugt. Nachdem er sich von meiner Mutter getrennt hatte, heiratete er eine weitere Frau – die ein Kuckuckskind mit in die Ehe brachte.

Anfangs hielt ich das für eine seltsame Koinzidenz. So viele Kuckuckskinder, das konnte doch nicht sein. Mittlerweile glaube ich: Könnte man genauer hineinschauen in die Familien, würde man sie überall entdecken, die Kuckuckskinder. Vielleicht ist meine Geschichte gar nicht so aussergewöhnlich, wie ich anfangs dachte. Diese

Erkenntnis konnte aber nicht verhindern, dass ich mich irgendwann fast nur noch damit beschäftigte, woher ich komme und wer ich bin. Vor allem die fixe Idee, den Namen von Brandenburg zu tragen, liess mich nicht mehr los.

Mit einem Namen wird man gross, man bekommt ihn von den Eltern zur Geburt. Ich dachte, wenn ich nur diesen Namen hätte, könnte ich mit allem noch einmal von vorn beginnen.

Meine Mutter lachte mich aus. Mein Vater fragte bloss, wie das denn gehen solle. Wenn er mich adoptierte, würde seine Frau alles erfahren. Gegen den Willen meines Vaters könne ich seinen Namen nicht bekommen, sagte der Anwalt, den ich konsultierte; was ich auch nicht gewollt hätte. Aber vielleicht könne ich ja jemand anderen finden, der ebenfalls von Brandenburg heisse?

Paul hatte mir von einer Schwester erzählt, die unverheiratet und kinderlos war. Ich flog nach Berlin. Ich wusste, sie arbeitet als Buchhändlerin. Ich ging in das Geschäft. Es rauschte mir in den Ohren, als die Frau – schräg stehende, blau blitzende Augen wie mein Vater, wie ich – mich fragte, ob sie mir helfen könne. «Ja», antwortete ich, ob ich sie sprechen dürfe? Sie bat mich, vor der Tür auf einer kleinen Bank auf sie zu warten, sie gehe dann heute etwas früher in die Mittagspause, «in zwei Minuten bin ich bei Ihnen».

Als sie sich neben mich setzte, spürte ich wieder diese merkwürdige Vertrautheit, die ich schon von der ersten Begegnung mit meinem Vater kannte.

Ich sagte: «Ich bin Pauls Tochter.»

«Das habe ich schon geahnt! Diese Ähnlichkeit ist ja nicht zu übersehen! Schön, dich kennenzulernen, ich bin Maria.»

Einige Wochen später lud meine Tante mich auf ein Wochenende ein. Wir fuhren Fahrrad, gingen baden, erzählten uns unsere Leben. Sie sagte mir, dass sie nie Kinder bekommen hatte, weil der Mann, mit dem sie eine Familie gründen wollte, gestorben war, kurz bevor sie zusammenziehen konnten. Sie habe sich immer ein Kind gewünscht. Und sie habe über meinen Wunsch nachgedacht. Ja, sie wolle mich gern adoptieren. Vielleicht könne sie so endlich einmal ihrem Bruder helfen, der sich immer so sehr um sie gekümmert habe.

So kam es, dass bald der Name «von Brandenburg» als Geburtsname in meinem Ausweis stand, der Name meines geheimen, aber echten Vaters. Meiner Mutter sagte ich nichts davon. Sie erfuhr es trotzdem und rief mich an. Wie ich sie so habe hintergehen können. «Wie kommst du dazu, dich adoptieren zu lassen? Bin ich dir nicht genug? Brauchst du zwei Mütter?» Es fielen die Wörter «Hochverrat» und «Ego-Monster».

Pflanzen sich Familiengeheimnisse von einer Generation zur nächsten fort? Wird der Hang zur Heimlichtuerei vererbt, wie eine gerade Nase vererbt wird? Psychologen

sagen: Ja, dagegen können wir uns gar nicht wehren. Erfahrungen verankern sich in uns. Ein Mensch sucht nach vertrauten Strukturen – so werden viele Kinder, die Gewalt erleben, später als Erwachsene selbst zu Gewalttätern. Wer als Kind die Grunderfahrung macht, dass in der Familie über bestimmte Dinge nicht offen gesprochen wird, der wird dieses Verhalten natürlich finden – und sich selbst als Erwachsener dazu durchringen müssen, es anders zu machen. Ängste, Lügen, Geheimnisse, all das wird weitergegeben. Bis man diesen Mechanismus eines Tages durchschaut hat. Dann, vielleicht, kann man ihn ändern.

In meinem Fall folgten noch viele Lügen und Heimlichtuereien, und jedes Mal wurde ich davon in eine tiefe Krise gestürzt.

Heute bin ich 36 Jahre alt. Ich habe vier Jahre Therapie hinter mir, und über die Jahre haben wir alle uns mit der Situation arrangiert. Inzwischen denke ich, wir müssen es eben aushalten: Ich muss aushalten, dass meine Eltern ihr Geheimnis bewahren wollen. Und sie müssen aushalten, dass ich das Recht auf meine eigene Geschichte einfordere – weshalb ich diesen Text geschrieben habe. Irgendwann aber werde ich auch aus meiner Anonymität heraustreten müssen, wenigstens im kleinen Kreis. Denn ich will selbst einmal Kinder haben – und diese Kinder sollen nicht mit einer Lüge gross werden. Sie sollen keine Kuckuckskenel werden. Sie sollen die Geschichte meiner Eltern kennen, die, ganz nebenbei, eine wunderschöne Liebesgeschichte ist.

Meine Mutter hat dieser Text aufgewühlt. Mein echter Vater ist vor Kurzem 80 Jahre alt geworden. Meine Schwester sagt: «Wenn er einmal stirbt, wirst du nicht zu seiner Beerdigung gehen können.» Das stimmt. Aber wir haben das Glück gehabt, uns kennenzulernen.

In meiner Identitätskarte ist der Name «von Brandenburg» als Geburtsname eingetragen. Er bleibt, für immer.



---

Die **Autorin** dieses Textes bleibt anonym. Personen- und Ortsnamen sowie einige Details wurden geändert, um die beteiligten Personen vor Wiedererkennung zu schützen. Luce Garey brauchte ein Jahr, um diesen Text aufzuschreiben und loszulassen. Sie hat in Paris Literatur studiert. Heute arbeitet sie als Autorin und Schauspielerin.



Mary Corey March, *Identity Tapestry* (Iteration #10), 2016. Interaktive Installation: Handgefärbtes Garn, Holz, Stein, modellierbarer Plastik, Acryl u.a., Masse variabel.

## VERWOBENE IDENTITÄTEN

Die Installation «Identity Tapestry» von Mary Corey March lädt die Besucher auf spielerische Weise ein, die eigene Identität zu erkunden. Die Teilnehmenden wählen ein farblich zu ihnen passendes Garnknäuel und umwickeln damit, einem erzählerischen Strang folgend, Aussagen über ihre Persönlichkeit. Diese beginnen mit wesentlichen Identifikationsmerkmalen, wie z.B. «Ich bin eine Frau», werden zunehmend spezifischer und enden mit Feststellungen über den persönlichen Zustand, z.B. «Ich bin glücklich».

Der Faden ist von unterschiedlicher Länge und ist um einen Stein gewickelt. Gelangt der Besucher bis zum Schluss der Aussagen, lässt er den Stein vom entsprechenden Schildchen hängen oder legt ihn auf den Boden. Der Besucher weiss zu Beginn nicht, ob der Faden lang genug ist, dass er bis zum Ende reicht,

oder ob dieser – unvorhersehbar wie auch das Leben – in der Mitte der Installation endet.

«Die Besucher», so Corey, «hinterlassen ihre Spuren auf dem Bild und ermöglichen nachfolgenden Besuchern, sich auf die Suche nach deren Identität zu machen.» Der Teppich der Identitäten verdichtet sich und wird zunehmend bunter, je mehr Personen sich an der Installation beteiligen – es entsteht ein Gruppenporträt auf Zeit.

Die Aussagen des Werkes «Identity Tapestry» stammen von Gesprächen, die Corey March mit Fremden geführt hat, aus Psychologie-Tests sowie von Online-Profilen und aus anderen Quellen, in denen Personen ihre eigene oder fremde Identitäten definieren mussten. March passt die Aussagen jeweils auf das Land und die Region an, in der das Werk gezeigt wird.

**Mary Corey March** (\*1977) lebt und arbeitet in San Francisco. In ihren Installationen erkundet sie Individualität und wie wir sowohl fremde als auch eigene Identitäten beschreiben und definieren. In Anbetracht der zunehmend digitalisierten Welt arbeitet March bevorzugt mit haptischen Materialien wie zum Beispiel Wolle und Garn.

# Wie ich werde, wer ich sein will

Neben objektiv erkennbaren Merkmalen, wie Herkunft oder Hautfarbe, wird Identität durch unsere Charaktereigenschaften geformt. Sie machen uns einzigartig und unverwechselbar. Manche dieser Wesenszüge mögen wir an uns, andere würden wir lieber verändern. Erkenntnisse der Psychologie und Neurobiologie zeigen, wie Erinnerungen die eigene Haltung prägen und wie es gelingt, das Leben trotzdem selbstbestimmt zu gestalten.

Silke Weinig

---

«Ab sofort will ich in schwierigen Situationen selbstbewusster sein.» Alternativ lautet der gute Vorsatz gerne auch, gelassener oder ruhiger oder aktiver zu werden. Leider klappt das oftmals nicht so einfach. Selbst wenn man es sich fest vorgenommen hat und wirklich will. Schnell folgt dann die Entschuldigung: «Ich bin halt so.» Muss man wirklich mit seinen Eigenschaften leben, so wie sie sind, und ist das, was charakterlich Identität ausmacht, für jetzt und immerfort in Stein gemeisselt?

Viele Menschen gehen davon aus, dass ihre Identität recht stabil sei. Wenn wir darüber nachdenken, wer wir zu sein glauben, dann geschieht das durch den Filter der Erinnerung. Dabei nehmen wir an, dass unsere Erinnerungen immer gleich seien, quasi Fakten. Das gilt vor allem für die Eindrücke und Erlebnisse, die wir oft erinnern. Wir meinen sie aus dem Effeff zu kennen. Dem ist aber nicht so. Jede Erinnerung ist im Moment des Erinnerns anders. Aus meinem ersten Liebeskummer ziehe ich andere Rückschlüsse, wenn ich genervt im Verkehrsstau stehe, als wenn ich an einem sonnigen Ferientag am Strand entlangspaziere. Im Spiegel der jeweiligen Gegenwart bewertet der Mensch neu – seine Erinnerung wird schöner oder schlimmer, sie wird stärker oder verblasst. Was und wie wir erinnern, wirkt direkt auf unsere Persönlichkeit und damit auf unser Verhalten.

Hinzu kommt, dass unser autobiografisches Gedächtnis nur mit Erfahrungen und Eindrücken gespeist wird, die jeder Einzelne durch seine ganz persönliche Filteranlage lässt. Das Filtern geschieht dabei hauptsächlich unbewusst, zum Beispiel durch Vorlieben, Wertvorstellungen oder Glaubenssätze. So baut der Mensch im Verlauf seines Lebens seine eigene innere Zensurmaschine auf. Sie ist überlebensnotwendig, da die Fülle an Impulsen, die pro Sekunde auf uns niederprasseln, für unser Gehirn zu viel wäre.

Manche unserer Einstellungen und Glaubenssätze sind förderlich für uns. Zum Beispiel Mut machende Überzeugungen wie «Egal, was passiert, das Leben liebt mich». Andere bewirken genau das Gegenteil. Sie bremsen uns aus, blockieren uns. Wer glaubt, er sei nicht liebenswert, weil er sich beispielsweise zu dick findet, der wird durch diese Wahrnehmungsbrille nur das sehen, was den Glaubenssatz bestätigt und bestärkt. Meistens folgen dann im Schlepptau noch weitere Schläge auf die Psyche, wie «Ich bin ein Versager» oder «Ich habe nicht verdient, dass mir jemand zuhört». All das wirkt auf unsere Identität und beeinflusst unser Verhalten und unser Befinden.

## Wir können gestalten, wie wir denken

Aus der Gehirnforschung wissen wir: Das menschliche Gehirn kann seine Struktur verändern, und zwar bis ins hohe Alter! Man nennt diese Tatsache neuronale Plastizität. Für die Art und Weise, wie sich das Gehirn verändert, gilt der Satz: Die häufige Benutzung von Nervenverbindungen stärkt deren Effektivität. Das heisst, je öfter ich etwas denke oder mache, desto stärker wird das entsprechende Netz an Nerven. Ist das Netzwerk gefestigt, laufen Handlungen quasi automatisiert ab. Mit diesem Wissen im Gepäck kann man gewünschte, neue Verhaltensmuster erlernen sowie alte, unerwünschte verlernen.

Ein Gedankenexperiment: Unser Geist ist ein Gebäude und die Räume darin sind Bereiche in unserem Leben. Wie das Licht durch die Fenster in die Räume scheint, können wir entscheiden, genauso wie Anordnung, Anzahl und Grösse der Fenster. Wir können also die Art und Weise bestimmen, wie wir denken und Informationen verarbeiten. Das birgt enorme Chancen. Für Herausforderungen und Veränderungen gibt es somit keine Ausreden mehr wie «Ich bin halt so». Sicher, Verhaltensveränderungen brauchen Zeit und Geduld – mindestens sechs Monate, wenn nicht länger. Dennoch ist keiner gezwungen, mit Eigenschaften zu leben, die man nicht an sich mag oder die hinderlich sind.

### Wege zu mehr Selbstbestimmung

Es gibt verschiedene Wege, wie wir unsere Persönlichkeit nach unseren Wünschen formen können. Sie sind so unterschiedlich wie die Menschen. Manche vertrauen auf Musik, Sport oder Meditation. Bei grösseren Veränderungen kann Coaching unterstützen. Praxisorientiert und wissenschaftlich gesichert ist die Methode des Zürcher Ressourcen Modells (ZRM®). Es beruht auf aktuellen neurowissenschaftlichen Erkenntnissen zum menschlichen Lernen und Handeln und macht sich das Wissen um die Formbarkeit unseres Gehirns zunutze. Dr. Maja Storch und Dr. Frank Krause haben ZRM an der Universität Zürich entwickelt. Hauptanliegen der Methode ist, Menschen alltagstaugliche Instrumente an die Hand zu geben, mit denen jeder erlernen kann, seine Wünsche und unbewussten Bedürfnisse zu erkennen und umzusetzen.

Der Ablauf dieser Methode folgt einem festen Schema. Wichtig ist, die wahre Handlungsmotivation zu erkennen, denn die kann verschleiert daherkommen. Will man zum Beispiel wirklich nur deswegen mehr Sport treiben, weil das gut für die Fitness ist? Oder steckt dahinter eher der Wunsch, die Attraktivität zu steigern, weil man sich nach einem Partner sehnt? Nur wer seine (Lebens-)Themen klar formulieren kann, ist in der Lage, persönliche Ziele zu entwickeln, individuelle Ressourcen zu entdecken und auch in schwierigen Situationen zielorientiert zu handeln. Ein solches individuell erarbeitetes Ziel könnte in besagtem Fitness-Fall heissen: «Ich gönne mir einen sexy Körper.» Das fühlt sich ganz anders an als ein striktes «Zweimal die Woche gehe ich 30 Minuten joggen». Denn das Ziel ist einzigartig, mit der eigenen Identität direkt verknüpft und bietet einen grossen Freiraum an Umsetzungsmöglichkeiten – von mehr Selbstliebe bis Tango-tanzen.

Es ist die Haltung, die den Unterschied macht. Zu Anfang erfordert sie noch ein bewusstes Erinnern, später ist

sie einfach eine innere Überzeugung, die zu mehr persönlicher Freiheit führt. Und damit zu selbstgestalteter Identität. ●

---

**Silke Weinig** (\*1970) unterrichtet als selbständiger Coach und Trainerin Selbstmanagement, führt Persönlichkeitsanalysen durch und gibt Seminare für Unternehmen und Privatpersonen. Darüber hinaus bloggt die Autorin zweiwöchentlich zu aktuellen Themen wie Achtsamkeit, Motivation oder Willenskraft. Silke Weinig ist verheiratet und lebt in Zürich. [www.silkeweinig.com](http://www.silkeweinig.com)

# Wo immer **Du** hingehst, da **bist Du bei Dir!**

Andrina Vögele

---

«Das werden die besten Jahre deines Lebens», versicherten mir alle als feststand, dass ich auf die Universität gehe. «Du wirst herausfinden, wer du bist und was du im Leben willst. Du wirst Fehler machen, was völlig in Ordnung ist, denn du wirst aus ihnen lernen und dich so selber besser kennen lernen.» Jedes Mal wenn ich in leicht panischem Zustand das Büro meiner Studienberaterin betrete, verzweifelt, weil ich noch immer nicht weiss, welche Vorlesungen ich dieses Semester besuchen soll, lächelt sie und sagt: «Das ist schon ok. Das kriegen wir hin. Schliesslich geht es an der Uni darum, sich selbst zu finden.»

Aber habe ich mich denn je verloren? Es gibt durchaus Tage, an denen ich mich so fühle. Tage, an denen ich nicht weiss, wer ich bin, und sogar Dinge in Frage stelle, die ich gerne mag. Aber dann gibt es wiederum Tage, an denen ich genau weiss, wer ich bin, was ich will und vor allem, was ich nicht will. Schon als Kind schrieb ich unheimlich gern und daran hat sich bis heute nichts geändert. Dass ich meine Gefühle schriftlich besser ausdrücken kann, ist ein bedeutender Wesenszug meiner Persönlichkeit. Aber wenn es an der Uni darum geht, sich selbst zu finden, habe ich dann meine Leidenschaft die ganze Zeit falsch eingeschätzt?

Der Mensch neigt dazu, Dinge einordnen zu wollen. Er empfindet jemanden als unstet oder noch nicht bei sich angekommen, wenn dieser nicht seinen persönlichen Vorstellungen entspricht. Wenn sich eine junge Frau plötzlich zu anderen Frauen hingezogen fühlt und sie lieber Mädchen statt Jungs küsst, wird mit grosser Wahrscheinlichkeit behauptet: «Das ist nur eine Phase, Pubertät eben.» Genauso ergeht es jungen Erwachsenen, die sich leidenschaftlich für die Umwelt einsetzen und sich an Universitätskundgebungen beteiligen: «Es ist nur eine Phase, Uni eben.» So frage ich mich, wann genau hört es auf, «nur eine Phase» zu sein? Wann wird etwas zu einem Teil von uns, zu einem Teil unserer Identität? Entscheiden das die anderen? Oder entscheiden wir das?

Es ist leicht, einem Kind, Freunden, der Familie oder sich selbst zu sagen: «Solange du mit dir zufrieden bist, ist alles gut. Wenn du dir gegenüber ehrlich bist, dann wirst du dich finden.» Aber so funktioniert es eben nicht. Nicht nach meiner Erfahrung. Wer du wirklich bist, kann nicht in einem Satz zusammengefasst werden. Auch dein Umfeld hat einen Einfluss auf dich. Vielleicht lässt du dich nicht von der Gesellschaft beeinflussen, aber doch von deinen Liebsten. Allein die Tatsache, dass dir

ihre Meinung wichtig oder gleichgültig ist, gibt etwas über dich preis, trägt zu einem weiteren Wesenszug deiner Persönlichkeit bei. Auf einer einsamen Insel wärst du womöglich eine ganz andere Person geworden.

Wer du bist, wird oft als das Ergebnis einer Phase definiert: Du bist, wer du bist nach der Pubertät, am Ende der Ausbildung, nach dem ersten Liebeskummer oder nach dem ersten festen Job. Ich bin jedoch der Meinung, die Identität ist nicht das Resultat einer Phase. Die sogenannte Phase gehört zum «Ich-Sein», zur Identität. So hat Jon Kabat-Zinn einmal gesagt: «Wo immer Du hingehst, da bist Du bei Dir!» Ich glaube, das trifft auch auf die eigene Identität zu. Menschen ändern sich unentwegt, allein im letzten Jahrzehnt bin ich vom Kind zur Schülerin, zur Pubertierenden und zur Unistudentin herangewachsen, und ich bin mir sicher, dass ich nicht dieselbe Person bin, die ich noch vor zehn Jahren war. Und doch hatte ich zu jedem Zeitpunkt auf diesem Weg eine eigene Identität.

Wir alle verändern uns während unseres Lebens, wir finden und verlieren uns wieder und beginnen von neuem. Dieses Mädchen, das in der Schule ein anderes Mädchen geküsst hatte, ist heute womöglich mit einem Mann glücklich verheiratet. Das heisst aber noch lange nicht, dass das damals nur eine Phase war. Vielmehr bedeutet es: Sie war, wer sie war, und sie war das, womit sie sich zum damaligen Zeitpunkt ihres Lebens identifizierte. Der Junge, der Plakate gemacht und sich für den Tierschutz eingesetzt hatte? Vielleicht arbeitet er heute als Rechtsanwalt für eine einflussreiche Ölfirma, aber bestimmt gibt es einen Grund dafür, warum er einen anderen Weg einschlug. Wir sind, wer wir sind, in jedem einzelnen Augenblick unseres Lebens, und die Person, die du in der Vergangenheit warst, wird immer auch ein Teil von dir in der Zukunft sein.

Aber hey, was weiss denn ich schon. Ich bin an der Uni – ich habe mich ja noch nicht einmal selbst gefunden. ●

---

**Andrina L. Vögele** [\*1995] studiert an der New York University «Contemporary culture and creative production» und schreibt regelmässig für verschiedene Publikationen. Im Sommer wird sie in Australien ein Praktikum absolvieren – ganz im Geist der Idee: «Wo immer Du hingehst, da bist Du bei Dir!»



hello!  
nice to  
meet you!

«Ganz egal, wie lange ein  
Baumstamm im Wasser liegt,  
er wird kein Krokodil werden.»

Verfasser unbekannt



1

## SAME SAME BUT DIFFERENT

Bis zu sieben Stunden interviewte Candice Breitz für die Serie «Factum» eineiige Zwillinge – und einmal sogar Drillinge – getrennt voneinander, stellte ihnen dabei aber jeweils die gleichen Fragen. Anschliessend schnitt sie das Filmmaterial und kombinierte die zwei Videospuren miteinander. So entstanden beeindruckende Doppelpor­träts, die mit der Wahrnehmung der Betrachter auf mehreren Ebenen spielen: Die optische Verwirrung durch die ähnlichen Gesichtszüge wird durch die identischen Requisiten verstärkt. Die Zwillinge sind gleich gekleidet und wurden am selben Ort interviewt. Dann wiederum bewegt sich das Bild des einen Zwilling, obwohl der andere Zwilling spricht, und stellenweise überlagern sich die zwei Tonspuren. Mit diesen Mitteln inszeniert Breitz ein scheinbar intimes Gespräch, in dem die Zwillinge beim Erzählen aufeinander Bezug nehmen.

In weiten Teilen decken sich die Berichte der Zwillinge. Bei gemeinsam gemachten Erfahrungen unterscheiden sich die Erzählungen jedoch und werden als zwei Perspektiven erfahrbar. Es sind diese Differenzen, für welche sich Breitz interessiert. Sie schafft intime Porträts von zwei eng miteinander verwobenen Biografien, die sich vor allem darüber definieren, inwiefern sie sich von ihrem Zwilling unterscheiden. Obwohl eineiige Zwillinge das gleiche genetische Erbgut haben und in ähnlichen Verhältnissen aufwachsen, werden sie doch zu unterschiedlichen Individuen. Breitz fordert vom Betrachter, sich von den nahezu identischen Bildern nicht irritieren zu lassen und sich auf die leisen Unterschiede in den langen Interviews zu konzentrieren, um zwei Individuen und nicht nur ein Zwillingpaar zu erkennen.

**Candice Breitz** (\*1972) lebt und arbeitet in Berlin. Die Foto- und Medienkünstlerin befasst sich in ihrer Arbeit seit jeher mit dem Thema Identität und untersucht, inwiefern äussere Einflüsse wie kulturelle Herkunft, Familie, nationale Zugehörigkeit, Religion etc. die Identität des Einzelnen prägen.



2



3

1 – 3 Candice Breitz, *Factum Bradley* (2010), *Factum Kang* (2009) und *Factum Misericordia* (2009).  
Zwei-Kanal-Videoinstallationen. Alle aus der 7-teiligen Serie *Factum*, 2010.

# 40 Jahre «work in progress»

Seit 1976 haben über 600 nationale und internationale Künstlerinnen und Künstler ihre Werke in mehr als 140 kuratierten Ausstellungen im Vögele Kultur Zentrum gezeigt. Damit haben sie die Identität des Hauses geprägt und mitentwickelt.

Johann Ludwig Aberli Marina  
Ai Weiwei Doug Aitken Ruedi Alder  
Carlos Amoraes Albert Anker Giro  
Victor H. Bächler Christine Bächlin-Meier  
Hans Baldung Grien Pierre Baltensperger  
Sabina Baumann Thomas Baumgärtel  
Ueli Berger Hans Berger Gabriela Beutter  
Bernhard J. Blume Renate Bodmer Ava-  
Andrea Bowers Heinz Brand Arik Brauer  
Carl Bucher Rudolf Buchli Christoph  
Stefan Burger Sr. M. Raphaela Bürgi  
Giuseppe Cades Miriam Cahn Alexandre  
Mircea Cantor Janet Cardiff Alois Carigiet  
Chakkrit Chimnok Martin A. Christ David  
Jean-Baptiste Camille Corot Bignia Corradini Cornelis Cort Gustave Courbet Jessica Craig-  
Hans Danuser Hanne Darboven Charles-François Daubigny Honoré Daumier Jiří David  
Silvie et Chérif Defraoui Gielia Degonda Eugène Delacroix Luc Delahaye Trudi Demut  
Mark Dion Gabriella Disler Herbert Distel Martin Disteli Ida Dober Jiří Georg Dokoupil  
Claudette Ebnöther Franz Eggenschwiler Hasan Elahi Nik Emch Tracey Emin Shahram  
Marco Evaristti Valie Export Jan Fabre Kurt Fahrner Emilienne Farny Cristina Fessler  
Bendicht Fivian Sylvie Fleury Corsin Fontana Christian Frei Katrin Freisager Matthias Frey  
Johann Heinrich Füssli Johannes Gachnang Marcel Gähler Robert Gardelle Hansik Gebert  
Gabriela Gerber&Lukas Bardill Julian Germain Monica German&Daniel Lorenzi Gabriella  
Silke Glättli Douglas Gordon Francisco de Goya Walter Grab Anton Graff Bob Gramsma  
Philippe Grosclaude Marianne Grunder Thomas Grünfeld Andrea Gsell Jacques Guidon  
Jürg Halter Richard Hamilton Werner Hartmann Jacqueline Hassink Mona Hatoum  
Ferdinand Hodler Roman Hofer Fee Hollmig Martin Honert Bernd Hopfengärtner  
Friedensreich Hundertwasser Rolf Hürlimann Schang Hutter Dieter Ineichen Karl Iten  
Hans Josephsohn Ilya Kabakov Martina Kalchofner Franz Marian Kälin Monika Kaminska  
Willi Keller Hans Keller Nelda Keller-Germann William Kentridge Rachel Khedoori Heiner  
Fred E. Knecht Urs Knoblauch Oskar Kokoschka koorder Aurelio Kopainig Damir Koscal  
Vollrad Kutscher Gaby Lacher Antal Lakner Dominique Lämmli Karl Landolt Maria Lassnig  
Zilla Leutenegger Carl Liner Armin Linke Martin Linsi Jean-Etienne Liotard Thomas  
Klaus Lutz Lutz & Guggisberg Mads Lynnerup M+M Valentin Magaro David Magnusson  
Michele Marieschi Jean Marin Rémy Markowitsch Fabian Marti Muda Mathis Max  
Florian Mehnert Al Meier Dieter Meier Edith Meili Monika Meili Gaspere Otto Melcher  
George B. Miller Rudolf Mirer Moebius Andreï Molodkin Monogrammist AG Otto  
Arno Müller Claudia & Julia Müller Severin Müller Victorine Müller Willy Müller-Brittnau  
Karim Noureldin Jean Odermatt Marlyse Oehninger Yoko Ono João Onofre  
Elisa Giardina Papa Giuseppe Penone Raymond Pettibon Walter Pfeiffer Celestino  
Annemarie Poschung Vaclav Pozarek Maya Prachoinig Steffi Prohaska Florio Punter  
Odilon Redon Erwin Rehmman Andreas Reichlin Joseph Reinhart Mario Reis RELAX  
André Richard Hans Peter Riegel Pipilotti Rist Didier Rittener Léopolde Robert  
Sibylle Ruppert Mathias Rusch Jacques Sablet Shelley Sacks Alex Sadkowsky  
Katja Schenker Hans Schilter Sibylle Schindler Aja Iksander Schmidlin Zeno Schneider  
Marlies Schuler Christian Schwager László Schwalm Markus Schwander Stefan  
Roman Signer Erhard Sigrist Kurt Sigrist Justine Smith Kiki Smith Ivo Soldini Marianne  
Carl Spitzweg Daniel Spoerri Bruno Stadelmann Nina Stähli Bertold Stallmach Conrad  
Théophile-Alexandre Steinlen Stiletto Norbert Stocker Annelies Štrba Katerina Stregl  
Hugo Suter Andrea Suter Sam Taylor-Wood Javier Téllez Mathilde ter Heijne Yukiko  
Domenico Tintoretto Ennio Toniolo Rodolphe Töpffer Wolfgang-Adam Töpffer  
Berti Ulrich Matthias Ulrich Timm Ulrichs Jonas Umbach Annette Ungar Felix Valloton  
Tiziano Vecellio Jules Verne Enea Vico Judit Villiger Philippe Visson Alesch Vital Lutz  
Nina Weber William Wegman Walter Wegmüller Peter Weibel Hans Weigand Lawrence  
Anna Barbara Wiesendanger David Willen Uwe Wittwer Marquard Wocher Eva  
Irène Wydler Franz Anatol Wyss Michael Wyss Karen Yasinsky Pinar Yoldas René Zäch  
Thomas Zollinger Jürgen Zumbrunnen Stefan E. Zürrer Sus Zwick

**Abramović** Franz Ackermann **Ruedi Aebischer** Jaques-Laurent Agasse  
 Jürg Altherr **Francis Alÿs** Cuno Amiet **Hanspeter Ammann** Claudia Ammann  
**Annen** Irene Anton **Vladimir Arkhipov** assume vivid astro focus **Kutluğ Ataman**  
 Werner Bachmann **Aldo Bachmayer** Fayçal Baghriche **Christopher Baker**  
 Urs Bänninger **François Barraud** Aram Bartholl **Luciano Bartolini** M.S. Bastian  
**Lothar Baumgarten** Seline Baumgartner **Silvio R. Baviera** Paolo Bellini **Bernardo Bellotto**  
**Joseph Beuys** Max Bill **Beni Bischof** Pierre Bismuth **Rudolf Blättler** Paolo Blendinger  
**Maria Bolz** Monika Bommeli **Pierre Bonnard** Mariapia Borgnini **Louise Bourgeois**  
**Irma Breitwieser** Olaf Breuning **Hans Brosamer** Anton Bruhin **Edy Brunner** Günter Brus  
**Büchel** René Büchi **Rudolf Büchi** Daniele Buetti **Bernard Buffet** Roland Bugnon  
**Max Buri** Balthasar Burkhard **Marie José Burki** Wilhelm Busch **James Lee Byars**  
 Calame **Paul Camenisch** Mischa Camenzind **Gianfredo Comesi** Giovanni Antonio Canal  
 Giovanni Benedetto Castiglione **Maurizio Cattelan** Raffaella Chiara **Chiarenza-Hauser**  
 Claerbout **Martin Cleis** Jan Collaert **Mario Comensoli** Andrea Contratto **Lucia Coray**  
**Martin** **Angelo Maria Crivelli** Johanna Dahm **Salvador Dalí** Enrico Dall'O **Heinrich Danioth**  
**Uli de Bulle** Pierre-Louis De la Rive **Maximilien de Meuron** Herman de Vries  
 Marco Dente da Ravenna **Christian Denzler** Adolf Dietrich **Rineke Dijkstra** Monika Dillier  
**Ines Doujak** Charles-Edouard DuBois **Albrecht Dürer** Marjolaine Dutoit **Jean Duvet**  
**Entekhabi** Hans Erni **Max Ernst** Esra Ersen **Hans Conrad Escher von der Linth**  
 Thomas Feuerstein **Felice Filippini** Oskar Fischinger **Fischli/Weiss** Karin Fisslthaler  
**H.R. Fricker** Astrid Friedlos **Heinz Friedrich** Max Frühauf **Ernst Fuchs** Franziska Furter  
 Johannes Gees **Ferdinand Gehr** Andreas Gehr **Anita Gentinetta** Claudius Gentinetta  
 Gerosa **Georg Gerster** Jochen Gerz **Ingo Giezendanner** H.R. Giger **Nica Giuliani**  
 Jean Ignace Isidore Grandville **Walter Grässli** Roland Gretler **Claudia Grimm**  
**Carlo Gulminelli** Elisabetha Günthardt **Nina Haab** Kaamran Hafeez **Marianne Halter**  
**Haus am Gern** Sandra Heinz **Ursula Herber** Viktor Hermann **Nic Hess** Travis Hodges  
 Jonathan Horowitz **huber.huber** Michel Huelin **Charles Hug** Rolf Hummel-Kall  
 Margrit Jäggi **Max Jäger** Christian Jankowski **Gustave Jeanneret** Walter Jonas  
 Eric Kappeler **Roger Kathy** Hansjörg Kaufmann **Willi Kaufmann** Hans-Günther Kaufmann  
 Kielholz **Martin Kippenberger** Jürgen Klauke **Paul Klee** Yves Klein **Frantiček Klossner**  
 Jaroslaw Kozlowski **Juul Kraijer** Ernst Kreidolf **Friedrich Kuhn** Rosina Kuhn **Oleg Kulik**  
 Stephen Laub **Mark Leckey** Martial Leiter **Van Bo Le-Mentzel** Dieter Leuenberger  
 Locher **Mark Lombardi** Richard Long **Silvano Lora** Ingeborg Lüscher **Urs Lüthi**  
 Emil Manser **Franz Marc** Yves Marchand&Romain Meffre **Christian Marclay** Raoul Marek  
 Matter **Manon** Sabine Matthys-Krümmel **Winsor McCay** Christian Megert  
**Bjørn Melhus** Barthélemy Menn **Verena Menti** Nanne Meyer **Giorgio Michetti**  
**Morach** Pierre Morger **Malcom Morley** Gianni Motti **Thomas Müllenbach**  
**James Nachtwey** Maurizio Nannucci Ernesto Neto Yves Netzhammer **Pat Noser**  
**Thomas Ott** Adrian Paci **Benno Paglia** Ursula Palla **Jacopo Palma** Panamarenko  
**Piatti** Pablo Picasso **Peter Piccini** Klaus Pichler **Peter Piller** Constantin Polastri  
 Peter Radelfinger **Markus Raetz** Veronika Rauchenstein **Anahita Razmi** Gianni Realini  
**Rembrandt Harmenszoon van Rijn** Jean Revillard **Jason Rhoades** Sebastiano Ricci  
 Maya Roos **Patrick-Yves Rosset** Evan Roth **Fritz Roth** Julika Rudelius **Albert Rüegg**  
**Jean-Pierre Saint-Ours** Mario Sala **Anri Sala** Walter Sautter **Yvonne Scarabello**  
**Bernhard Schobinger** Martin Schongauer **Hugo Schuhmacher** Mäggi Schuhmacher  
**Schwartz** Martin Schwarz **Kateřina Šedá** Diana Seeholzer **SEHBÜRO** Deborah Sengl  
**Spälty** Ursula Späni **Thomas Speckert** Loredana Sperini **Rudolf A. Spiess** Jules Spinatsch  
 Starck **Yvette Ewyen Stäubli** Johann Gottfried Steffan **Peter Steiner** Bruno Steiner  
 Beat Streuli **Marion Strunk** Monica Studer&Christoph van den Berg **Hiroshi Sugimoto**  
**Terada** André Thomkins **Thomas Thwaites** Giambattista Tiepolo **Jean Tinguely**  
 Rosemarie Trockel **Lothar Trott** Spencer Tunick **Amalia Ulman** Fred Ulmschneider  
**Lucas van Leyden** Karel van Mallery **Verena Vanoli** Varlin **Thomas Vassella**  
**Wagner** **Curtis Wallen** Eva Wandeler **Heini Waser** Adolf Weber **Hans Peter Weber**  
**Weiner** Hans Werner **Uli Westphal** Studio Hannes Wettstein **Max Wiederkehr**  
 Wohlgemuth **Caspar Wolf** Adolf Wölfli **Bill Woodrow** Ruth Woodtli **Rita Wunderli**  
 Daniel Zahner **Muz Zeier** Ludwig Zeller **Martin Ziegelmüller** Peter Zizka

# RÜCKSCHAU VERNISSAGE

# i.ch

wie **online** leben  
uns verändert 



Jean Revillard



Marina und Egmont



Julia Vonderlinn Billeter und Fritz Billeter



Leonard Kocan und  
Jean-Lucien Gay mit Emile



Peter Picciani und Florian Mehnert



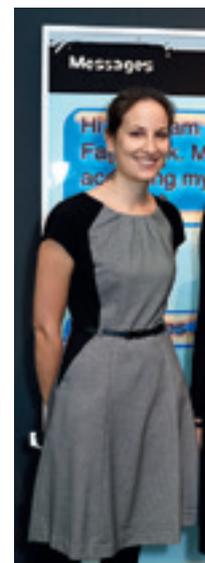
Monica Vögele und Andreas Bodenmann



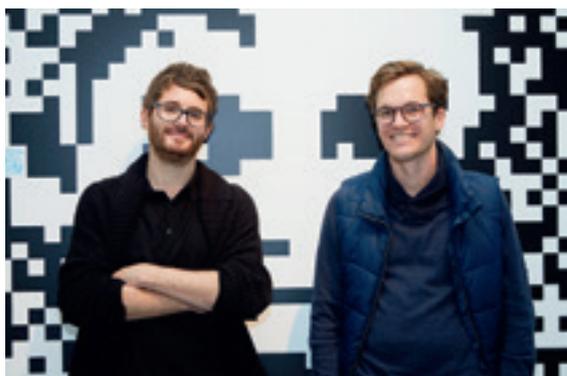
Peter Fierz



Peter Ernst



Simone Kobler,



Mathias Stritt und Alain Denzler



Marc Guinand und Stefan Jauslin



Felix Adamczyk und Nicole Zellweger



Martin und Sandra Sykora  
mit Meret und Raoul



Burkhardt



Monique und Christian Kobler



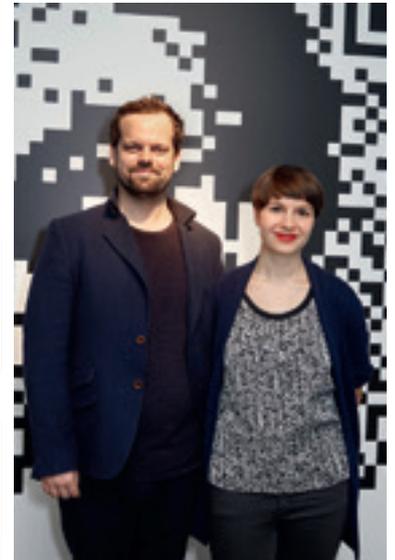
Ursi und Linda Gabriel



Esther-Mirjam de Boer und Claude Siegenthaler



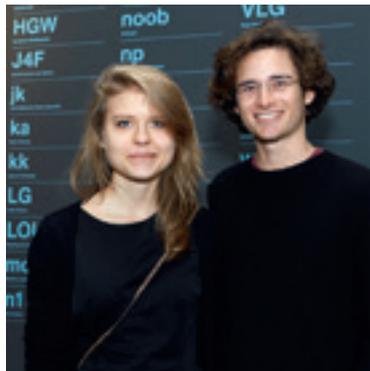
Anna Clivio und Maja Repele



Bernd Hopfengärtner und  
Jana Sgibnev



Tanja Schlager



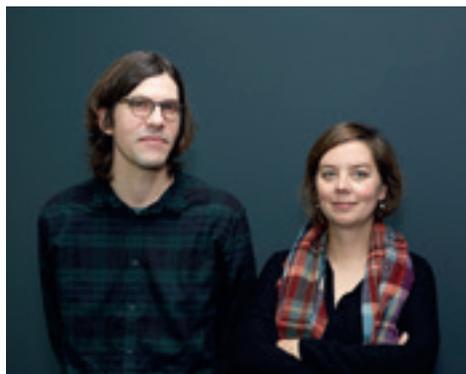
Katarzyna Lewandowska  
und Paulo Jacobo Delogu



Agnes Vögele, Edy und Paula Widler



Chris Goertzen mit Giada



Lars Egert und Madlaina Bezzola



Doris und Urs Simmen



Ursula Hodel, Harold Grüninger  
und Sabina Koller



Dunja Kalbermatter und Andrea Forgacs



Urs und Sharon Morgenthaler

## VERANSTALTUNGEN

**SONNTAG**  
**22.5.2016**

### Eröffnung



**Was kann ich wissen, was soll ich tun, was darf ich hoffen?**

**KINO-SONNTAG**  
**12.6.2016, 13.00 Uhr**

### Catch Me If You Can



Regie: Steven Spielberg, USA, 2002, Gaunerkomödie, 141 Min.

Aus der Not heraus nimmt Frank Abagnale fremde Identitäten an und ergaunert sich als Pilot, Arzt und Rechtsanwalt vor allem durch das Fälschen von Schecks Millionen. Ein pedantischer FBI-Agent kommt ihm auf die Schliche, und er wird 1971 zu zwölf Jahren Knast verurteilt. Doch weil er im Fälschen von Schecks so gut ist, bietet ihm das FBI ein Gegengeschäft an, um anderen Scheckbetrüggern auf die Schliche zu kommen. Eine amüsante Gaunerkomödie, die auf einer wahren Begebenheit basiert. Mit Leonardo di Caprio und Tom Hanks in den Hauptrollen.

© Anna Sommer



**DONNERSTAG**

**14.7.2016, 10.00 - 12.30 Uhr**

**21.7.2016, 14.00 - 16.30 Uhr**

### Das bin ich!

Das Vögele Kultur Zentrum beteiligt sich auch dieses Jahr am Ferienpass March und bietet, passend zum Ausstellungsthema, Kurse für Kinder und Jugendliche an. Anna Sommer, Comiczeichnerin und Illustratorin, führt in die Welt des Papierschnittens ein. Das Messer als Zeicheninstrument und eine riesige Auswahl an Papieren bieten vielfältige Gestaltungsmöglichkeiten. Die Beweglichkeit der einzelnen Elemente erlaubt eine spielerische Annäherung an das endgültige eigene Porträt.

**Für Kinder und Jugendliche ab 8 Jahren. Mehr Informationen und Anmeldung: [www.fepa-march.ch](http://www.fepa-march.ch)**

**KINO-SONNTAG**

**24.7.2016, 13.00 Uhr**

### Bend it like Beckham



Regie: Gurinder Chadha, UK, 2002, Komödie, 112 Min.

Die 18-jährige Jesminder lebt mit ihrer indischen Familie in London. Die Eltern erwarten, dass die Töchter den indischen Rollenbildern entsprechen, doch Jess hat eigene Träume. Sie will Fussball spielen wie ihr Idol David Beckham und tritt heimlich in eine Mädchenmannschaft ein. Als ein Talent-scout zum Endspiel ihres Clubs erwartet wird, muss sie eine Entscheidung treffen: Erfüllt sie die Erwartungen der Familie oder geht sie ihren eigenen Weg? Die humorvolle und etwas kitschige Filmkomödie über die Entwicklung einer eigenen Identität. Für die ganze Familie.

**MITTWOCH**

**22.6.2016, 19.30 - 21.00 Uhr**

### Das Testbuch - live!

«Auf einer Skala von ...» - Tests von Rorschach bis Pisa



Wer bin ich? Was kann ich? Was will ich? Das Instrument, um Antworten zu erhalten, ist der Test. Aufmerksamkeitstest, mittlere Reife, IQ, EQ oder Klugscheissertest - das ganze Leben ist ein Test, und wir sind nur die Kandidaten. Noch nie konnte man in einer Lesung mehr über sich erfahren. Die Autoren Mikael Krogerus und Roman Tschäppeler präsentieren wissenschaftliche, verblüffende und merkwürdige Erhebungen aus der Welt der Quantifizierbarkeit - live auf der Bühne. Nach über hundert Auftritten mit ihren Büchern «Die Welt erklärt in drei Strichen» und «50 Erfolgsmodelle» zeigen der Finne und der Schweizer ein Best of Test zu ihrem Buch, «Das Testbuch». Dabei bleibt das Publikum keineswegs nur zuschauend, sondern wird eingeordnet, verglichen und getestet. **Eintritt: CHF 15.00, Einlass: ab 18.30 Uhr, Tickets: ab 22.5.2016 in der Ausstellung erhältlich.**

## FÜHRUNGEN

**KULTUR AM SONNTAG**  
**11.15 - 12.15 UHR**

Unsere professionellen Kunstvermittlerinnen führen Sie in einem spannenden Rundgang durch die Ausstellung. Nehmen Sie teil an dieser kurzweiligen Führung und erfahren Sie mehr über die ausgestellten Werke.

**PRIVAT-FÜHRUNGEN**

Gerne gehen wir auf individuelle Wünsche, wie spezielle Termine, Anlässe oder Sprachen, ein. Bitte nehmen Sie Kontakt mit uns auf: [vermittlung@voegelekultur.ch](mailto:vermittlung@voegelekultur.ch) oder 055 416 11 25

**KURATOREN-FÜHRUNGEN**

**SONNTAG**

**29.5.2016, 11.15 UHR**

**28.8.2016, 11.15 UHR**

Die Ausstellungs-Kuratoren Jon Bollmann und Pia Marti zeigen in einer unterhaltsamen und geistreichen Führung ihre persönlichen Höhepunkte der Ausstellung. Sie vermitteln Hintergrundwissen und bereichern den Rundgang mit eigenen Anekdoten.

**KINO-SONNTAG**  
**14.8.2016, 13.00 Uhr**

## Der Vorname (Le Prénom)

Regie: Alexandre de La Patellière,  
Mathieu Delporte, Frankreich, 2012,  
Komödie, 109 Min.



© Jean-Claude Lothar

Ein gemütlicher Abend mit Freunden und Familie in einer beschaulichen Wohnung in einem eleganten Quartier in Paris. Als Vincent den Anwesenden verrät, wie er und seine Frau Anna ihr Kind nennen wollen, das sie in Kürze erwarten, läuft der gesellige Abend aus dem Ruder: Adolphe, nach dem romantischen Helden des gleichnamigen Romans von Benjamin Constant. Die Freunde erkennen den Scherz nicht und empören sich masslos, weil sie den Namen ausschliesslich mit Adolf Hitler in Verbindung bringen, und so kommt es zu einem heftigen Streit... Französisches Kino vom Besten.

**DONNERSTAG**  
**25.8.2016**

**19.00 UHR**

## Expertengespräch: Warum bin ich, wer ich bin?

*Der Philosoph Yves Bossart spricht mit dem Psychologen Tobias Ballweg über die wichtigsten Themen rund ums Ich und fragt: Kennen wir uns selbst wirklich am besten?*

Woher weiss ich eigentlich, wie ich wirklich bin? Gibt es das überhaupt, das wahre Ich? Die Frage nach unserer Identität beschäftigt die Philosophie seit ihren Anfängen. Die Philosophen wollten wissen, ob es eine Seele gibt – und wenn ja, wie sie mit dem Körper zusammenhängt.

Mit der Entwicklung der Psychologie entstand eine neue wissenschaftliche Disziplin, die sich auf das Ich spezialisiert hat. Sie hilft uns zu ergründen, wer wir wirklich sind und wie wir «ticken».

**DONNERSTAG**  
**30.6.2016, 12.15 - 13.00 Uhr**  
**8.9.2016, 12.15 - 13.00 Uhr**

## Amuse-Bouche

*Kunst und Lunch am Mittag: Die etwas andere Mittagspause.* Unsere Kunstvermittlerinnen präsentieren Kunst-Leckerbissen der Ausstellung und geben spannende Einblicke in das Ausstellungsthema. *Im Anschluss an die kurze Führung laden wir Sie zu einem leichten Lunch ein.*

**KINO-SONNTAG**  
**11.9.2016, 13.00 Uhr**

## Being John Malkovich

Regie: Spike Jonze, USA, 1999,  
Fantasy-Komödie, 108 Min.



Craig Schwartz (John Cusack) schlägt sich als Puppenspieler an Strassenecken durchs Leben. Um endlich Geld zu verdienen, nimmt er einen Job als Aktensortierer an. Dabei entdeckt er eines Tages zufällig einen Tunnel hinter einem Wandschrank... ein Tor direkt ins Bewusstsein des Schauspielers John Malkovich (gespielt von John Malkovich)! 15 Minuten lang begibt er sich auf den ultimativen Trip durch dessen Hirnwindungen. Ein Film von Kultregisseur Spike Jonze über Identitätskrisen und Selbstsuche, der mit originellen Einfällen, erstklassigen Darstellern und spektakulärer Situationskomik begeistert.

**DONNERSTAG**  
**25.8.2016**

**19.00 UHR**

## Expertengespräch: Warum bin ich, wer ich bin?

*Der Philosoph Yves Bossart spricht mit dem Psychologen Tobias Ballweg über die wichtigsten Themen rund ums Ich und fragt: Kennen wir uns selbst wirklich am besten?*

Woher weiss ich eigentlich, wie ich wirklich bin? Gibt es das überhaupt, das wahre Ich? Die Frage nach unserer Identität beschäftigt die Philosophie seit ihren Anfängen. Die Philosophen wollten wissen, ob es eine Seele gibt – und wenn ja, wie sie mit dem Körper zusammenhängt.

Mit der Entwicklung der Psychologie entstand eine neue wissenschaftliche Disziplin, die sich auf das Ich spezialisiert hat. Sie hilft uns zu ergründen, wer wir wirklich sind und wie wir «ticken».

**SONNTAG**  
**18.9.2016**  
**11.15 UHR**

## Künstler- gespräch mit Manon



Mit der Farbfoto-Serie «Einst war sie Miss Rimini» ist Manon in der Ausstellung vertreten. Sie gilt als eine der erfolgreichsten Performance-Künstlerinnen der Schweiz. Öffentliche Auftritte gibt sie kaum und deshalb freuen wir uns besonders, dass sie die Einladung zu diesem Künstlergespräch zum Thema Identität angenommen hat. Manon spricht über ihre Kunst und die Rollen, in die sie dafür schlüpft.

**Alle öffentlichen Führungen, die Filmvorführungen am Kino-Sonntag, das Experten-, das Künstlergespräch und «Amuse-Bouche» sind im Eintrittspreis inbegriffen. Für alle diese Veranstaltungen ist keine Anmeldung erforderlich.**

## FÜHRUNG IN GEBÄRDENSPRACHE

**SONNTAG**  
**5.6.2016, 11.15 UHR**

Eine Dolmetscherin übersetzt die Erläuterungen der Kulturvermittlerin simultan in Gebärdensprache.



## FÜHRUNGEN FÜR SCHULEN

Zur Ergänzung des Unterrichts oder als Exkursionsziel bieten wir Schulklassen freien Eintritt in die Ausstellung und kostenlos dialogische Führungen an: [vermittlung@voegelekultur.ch](mailto:vermittlung@voegelekultur.ch)

Einführung für Lehrpersonen:  
Dienstag, 24.5.2016, 18.00 Uhr

Anmeldung bis 20.5.2016 an:  
[gaby.bachmann@voegelekultur.ch](mailto:gaby.bachmann@voegelekultur.ch)  
oder 055 416 11 25

Unterlagen für Lehrer stehen ab 25.5.2016 auf unserer Website bereit:  
[www.voegelekultur.ch/kulturvermittlung](http://www.voegelekultur.ch/kulturvermittlung)

---

## ABO

### NEWS PER MAIL

Der Newsletter informiert über alle Veranstaltungen. Regelmässige Infos abonnieren: [voegelekultur.ch/newsletter](http://voegelekultur.ch/newsletter) oder Mail mit «Newsletter» an: [info@voegelekultur.ch](mailto:info@voegelekultur.ch)

### DAS BULLETIN PER POST

Zwei- bis dreimal jährlich. Abo (CHF 14.00/Jahr). Jetzt bestellen: [voegelekultur.ch/abo-bulletin](http://voegelekultur.ch/abo-bulletin) oder Telefon: 055 416 11 11



---

## INFO

### ANFAHRT (AUTO)

A3, ZÜRICH - CHUR  
AUSFAHRT PFÄFFIKON/  
SEEDAMM-CENTER

Parkplätze beim Vögele Kultur Zentrum oder auf dem Seedamm-Center-Areal

### ANFAHRT (ÖV)

MITTWOCH - SAMSTAG  
S2, S5, S8, S25, RE bis  
Bahnhof Pfäffikon SZ, mit  
Bus Linie 195 weiter bis  
«Seedamm-Center»

### SONNTAG

Vom Bahnhof Pfäffikon SZ  
bis «Schweizerhof» mit Bus  
Linie 524

Spaziergang vom Bahnhof  
Pfäffikon SZ bis zum Vögele  
Kultur Zentrum: 20 Minuten

### ÖFFNUNGSZEITEN

MITTWOCH - SONNTAG  
11.00 - 17.00 Uhr

### DONNERSTAG

11.00 - 20.00 Uhr

### MONTAG & DIENSTAG

geschlossen

Offen an diesem Feiertag:  
26. Mai, Fronleichnam

### KONTAKT

Vögele Kultur Zentrum  
Gwattstrasse 14  
8808 Pfäffikon SZ  
055 416 11 11  
[info@voegelekultur.ch](mailto:info@voegelekultur.ch)  
[www.voegekultur.ch](http://www.voegekultur.ch)



### GUT ZU WISSEN

Die CAFÉBAR bietet Getränke,  
Snacks und Lesestoff.

Der SHOP führt Bücher zu den  
Themen der Ausstellungen und  
allerlei Kleinigkeiten.

Das VÖGELE KULTUR ZENTRUM  
ist rollstuhlgängig.

Alle KINDER von 2 bis 7 Jahren  
sind während dem Ausstellungs-  
besuch der Erwachsenen auch  
im betreuten Kinderparadies vom  
Seedamm-Center (5 Minuten Geh-  
distanz) willkommen: Mittwoch bis  
Samstag, CHF 2.00 für 2 Stunden  
(Seedamm-Center, Eingang Park-  
deck).

### SPONSOR



Schwyzer  
Kantonalbank

Partner der Stiftung Charles und Agnes Vögele

### IMPRESSUM

**Trägerschaft des Vögele Kultur Zentrum und Herausgeberin des Bulletins (Verlag):** Stiftung Charles und Agnes Vögele, CH-8808 Pfäffikon SZ; **Redaktion:** Vögele Kultur Zentrum, Stephanie Ringel Editorial Services; **Autoren:** Fritz Billeter, Jon Bollmann, Luce Gareti, Ludwig Hasler, Johnson Eliezer-Jensen, Simone Kobler, Pia Marti, Anina Rether, Stephanie Ringel, Nadia Sambuco, Helmut Stalder, Silvia Tschui, Andrina Vögele, Monica Vögele, Silke Weinig; **Gestaltung:** Michael Schaepe; **Druckvorstufe:** Lutz Repro AG; **Druck, klimaneutral:** Theiler Druck AG, Nr. 53143-1603-1007; **Copyright Texte:** Autoren und Herausgeberin; **Copyright Bilder S.4** (Selma Alaçam), **28, 29, 49** (Manon); © 2016, ProLitteris, Zurich; **VKB 100 erscheint:** Mai 2016; **Auflage:** 13 000 Exemplare



«Wer einmal sich selbst  
gefunden, der kann nichts  
auf dieser Welt verlieren.»

**STEFAN ZWEIG** (1881–1942).

Der österreichische Schriftsteller galt als erklärter Pazifist und war in seiner Entschiedenheit Vorbild für viele Intellektuelle in Europa. Er emigrierte 1934 aus seiner Heimatstadt Wien zunächst nach London und nahm sich, verzweifelt durch die Zerstörung seiner geistigen Heimat Europa, in Brasilien das Leben.



Ab Mitte November 2016

**Die Ausstellung über den Sinn,  
die Notwendigkeit und die Kunst  
des Scheiterns**

«... ich erzähle mein Leben als eine Kette  
von Pleiten, weil ich glaube, das humanisiert  
eher als die Einsamkeit von Triumphen, an  
die wir uns kaum erinnern können...»

ROGER WILLEMSSEN (1955 – 2016) war Journalist, Schriftsteller und  
Fernsehmoderator. In seinem heiteren Erzählprogramm «und du so?»  
plauderte er selbstironisch über alles, was bei ihm schief lief.

40 Jahre  
VÖGELEKULTURZENTRUM

[www.voegelekultur.ch](http://www.voegelekultur.ch)

Pfäffikon SZ

